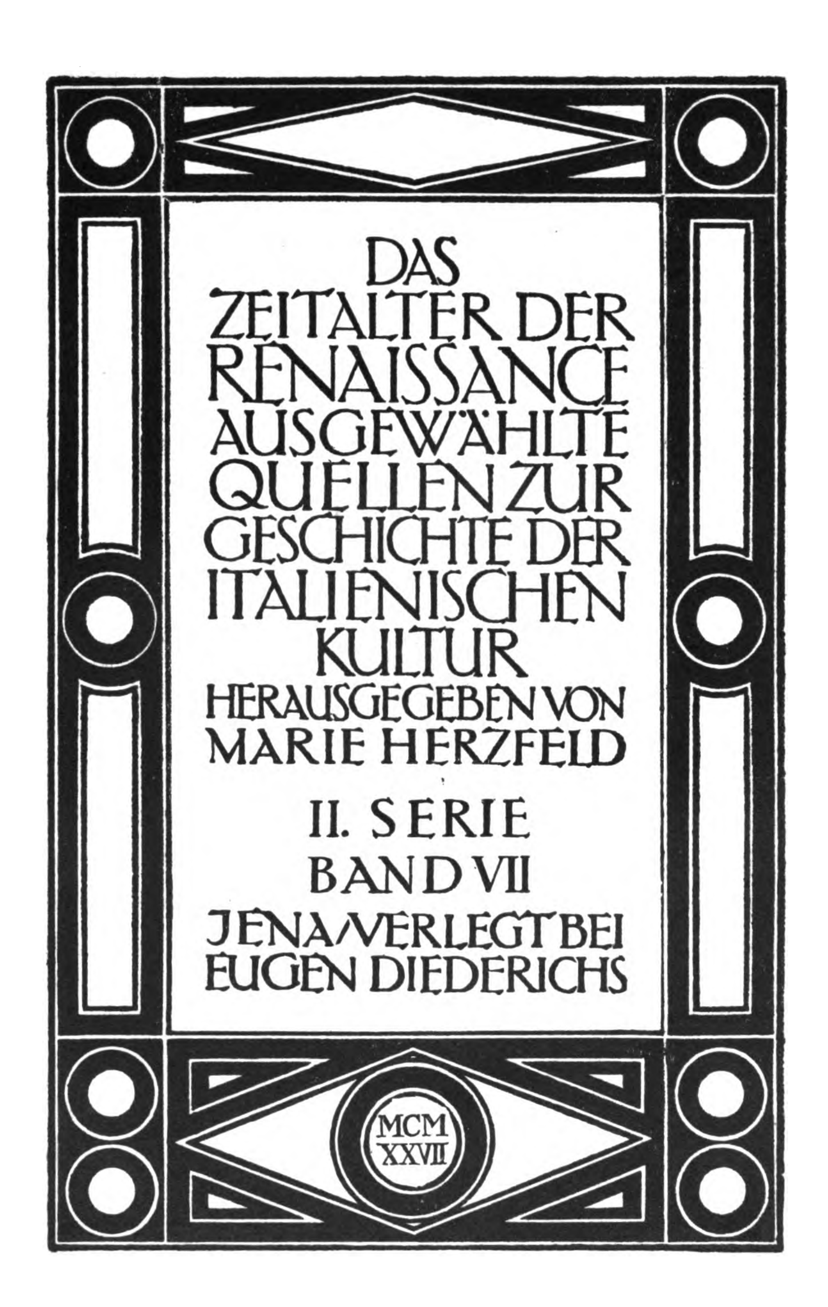
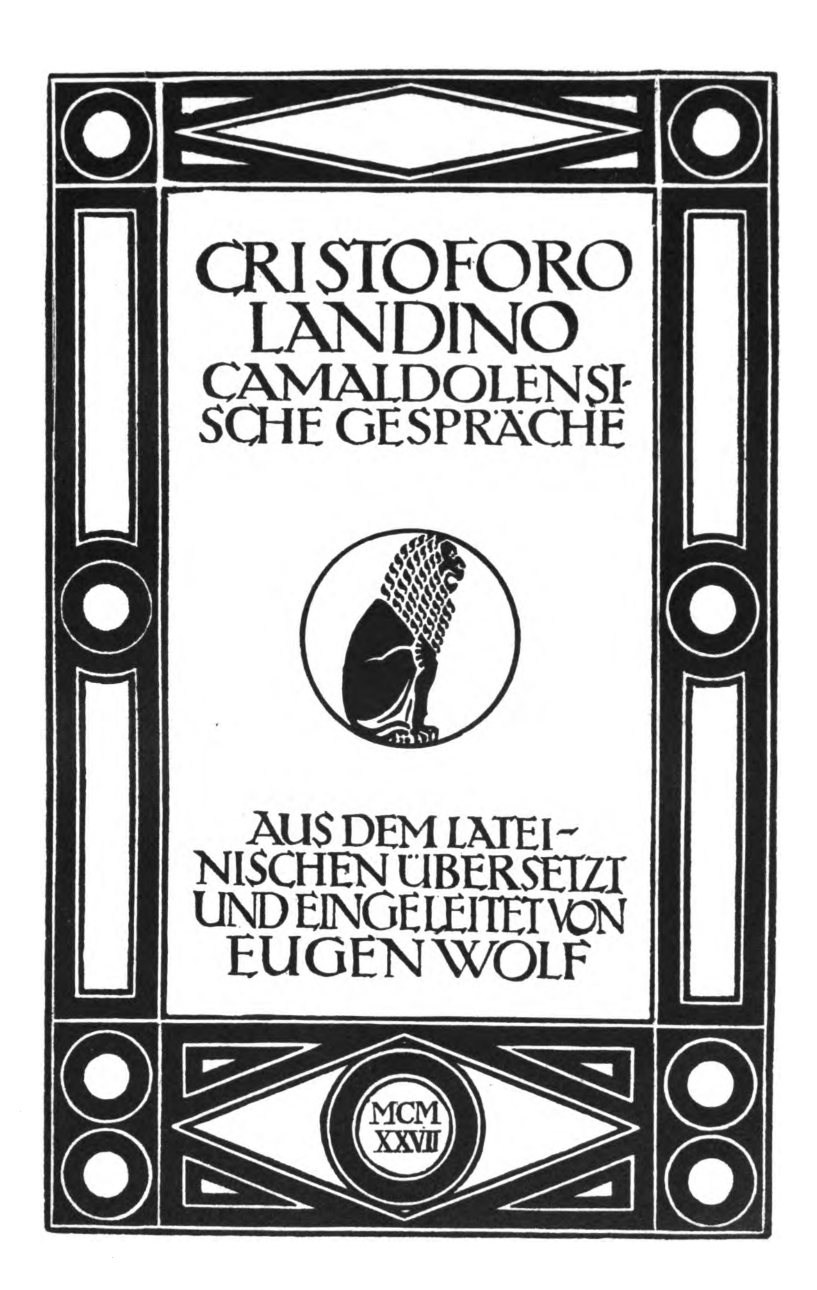





DAS ZEITALTER DER RENAISSANCE


DAS
ZEITALTER DER
RENAISSANCE
AUSGEWÄHLTE
QUELLEN ZUR
GESCHICHTE DER
ITALIENISCHEN
KULTUR
HERAUSGEGEBEN VON
MARIE HERZFELD
II. SERIE
BAND VII
JENA / VERLEGT BEI
EUGEN DIEDERICHS
MCM
XXVII


CRISTOFORO
LANDINO
CAMALDOLENSI-
SCHE GESPRÄCHE
AUS DEM LATEI-
NISCHEN ÜBERSETZT
UND EINGELEITET VON
EUGEN WOLF
MCM
XXVII

ERSTES UND ZWEITES TAUSEND
MIT DREI TAFELN

ZUR EINFÜHRUNG

Der Ort der Gespräche

Nicht das aussichtberühmte, hoch über Neapel gelegene Camaldoli, unter den Klöstern dieses Namens wohl das bekannteste, hat den Gesprächen des Cristoforo Landino den Namen gegeben, sondern das älteste, das von der Hauptstadt Toskanas in südöstlicher Richtung eine gute Tagereise entfernte Mutterhaus des Camaldulenserordens. Man verläßt, wenn man einen tüchtigen Fußmarsch nicht scheut, in Pontassieve — an der Linie Florenz-Arezzo — die Bahn, überschreitet den Consumapaß, einen der Zugänge ins Casentino, wie sich diese ganze Gegend nennt, und gelangt dann auf langsam abwärts führender Straße in das Tal des oberen Arno. Jenseits geht es steil bergan und nach mehrstündiger Wanderung findet sich der nordische Reisende in einer Landschaft, die ihn mit ihren prächtigen, nur spärlich von südlicher Vegetation durchsetzten Tannenwäldern merkwürdig vertraut anmutet. Hier liegt in einem engen Hochtal das ehemalige, ursprünglich zur Fremdenherberge der Einsiedelei bestimmte Kloster von Camaldoli, auch heute noch eine gern aufgesuchte Villegiatur. Noch eine Stunde Steigung und wir haben, in einer Höhe von 1100 m, die von Gärtchen umgebenen Zellen des zu Beginn des 11. Jahrhunderts von Sankt Romuald gegründeten Eremo di Camaldoli erreicht und damit die Örtlichkeit, in deren Nähe Landino seine Disputationen stattfinden läßt.

Es sind Gelehrte und für gelehrte Dinge interessierte Männer des öffentlichen Lebens aus dem Mediceerkreis, die sich an einem Julitage des Jahres 1468, um der Hitze der Ebene zu entfliehen, da oben einfinden und ihr unerwartetes Zusammentreffen als willkommene Gelegenheit zu philosophischer Unterhaltung betrachten: der junge Lorenzo Medici, später il Magnifico zubenannt, mit seinem Bruder Giuliano, die Aristoteliker Alamanno Rinuccini, Piero und Donato Acciaiuoli, Marco Parenti und Antonio Canigiani, der Platoniker Marsilio Ficino, dann der Wortführer, Leo Battista Alberti, der „Allseitige", ferner der Abt des Klosters, Mariotto Allegri, und endlich der Verfasser der Gespräche selbst, Cristoforo Landino, und sein

Bruder Piero. Eine nach Alter, Lebensstellung und Denkart bunt gemischte Gesellschaft, deren Zusammensetzung von vornherein die Gewähr dafür bietet, daß die zur Debatte stehenden Fragen in der verschiedensten Beleuchtung erscheinen werden.

Landinos Leben Wer war Cristoforo Landino? Auf einer der Fresken des Domenico Ghirlandajo in S. Maria Novella zu Florenz, jener, die Zacharias im Tempel zum Vorwurf hat, sieht man, neben einer Reihe anderer Bildnisse, in der linken unteren Ecke vier sich unterhaltende Männer. Nach Vasaris Bericht sind es, von links nach rechts, Marsilio Ficino, Cristoforo Landino, Angelo Poliziano und Demetrio Greco. Es seien dies, so sagt er, die größten Gelehrten im damaligen Florenz gewesen und der Maler habe sie auf seinem Bild angebracht, um zu zeigen, daß jene Zeit in jeder Art von Tugend und besonders in den Wissenschaften geblüht habe.

Wenn mit Bezug auf das Quattrocento von Gelehrsamkeit und Wissenschaft die Rede ist, so bedeutet das so gut wie immer ein mehr oder weniger nahes Verhältnis zur Antike. Es sind also Humanisten, mit denen wir es zu tun haben. Und als typisch humanistisch muß man das Leben und die Erscheinung Landinos ansprechen.

Die Familie — als einfache Leute von redlicher Gesinnung schildert sie Landino in einem Gedicht über seine Vorfahren — stammte aus Pratovecchio im Casentino[1]. Cristoforo wurde 1424 in Florenz geboren. Bis zu seinem 15. Lebensjahre studierte er mit Unterstützung eines Gönners in Volterra. Hierauf begab er sich nach seiner Geburtsstadt zurück, um sich in der lateinischen und griechischen Sprache weiterzubilden und Dante zu lesen, was freilich nicht im Sinne seines praktisch denkenden Vaters war, welcher aus Cristoforo einen Rechtsgelehrten machen wollte. Der aus so manchem Humanistenleben bekannte Konflikt zwischen Neigung und bürgerlicher Notwendigkeit, zwischen Humanitätsstudium und Rechtswissenschaft, fand dadurch eine glückliche Lösung, daß Landino mit dem

[1] Eine ausführliche Darstellung des Lebens gibt Bandini, Specimen Literaturae Florentinae saec. XV. Florent. 1747—51.

Hause Medici in Beziehung trat und so der Geldsorgen enthoben wurde. Cosimo und besonders dessen Sohn Piero schätzten den jungen Gelehrten, der denn auch nicht müde wurde, seinen Mäcenas zu feiern. So nennt er ihn einmal, nicht humanistisch, den festen Felsen (petra), auf dem die Vaterstadt ruhe und aus dem ein Quell entspringe, der den Arno anschwellen lasse und alles Land zum Grünen bringe, so daß die Musen die griechischen Quellen verlassen haben und nunmehr Etrurien bewohnen. Infolge der Fürsorge der Medici konnte sich Landino ganz den Gegenständen seines Interesses zuwenden, zu denen auch noch die Philosophie getreten war. Anregung gaben ihm hier neben anderen Carlo Marsuppini und der uns auch in den Gesprächen begegnende Paolo Toscanelli. Vor allem aber verband ihn die Gemeinsamkeit der philosophischen, in Plato gipfelnden Neigungen mit dem neun Jahre jüngeren Marsilio Ficino, wie er denn überhaupt mit dem ganzen geistigen Florenz in enge Fühlung kam. Weniger geistig war die mehrjährige, nur im dichterischen Sinne von Erfolg begleitete Beziehung zu einer jungen Florentinerin namens Alessandra: er hat nach ihr, der bescheidenen Schwester einer Beatrice und Laura, seine drei Bücher Gedichte benannt. 1459 verheiratete er sich mit Lukrezia aus dem Hause Alberti, bald nachdem er durch seine Berufung an das Florentiner Studio als Lehrer der Rhetorik und Poetik die seinem Bildungsgang entsprechende Stellung erlangt hatte. Daß auch Lorenzo Medici, Pieros Sohn, zu seinen Schülern zählte, soll nicht unerwähnt bleiben.

Hauptgegenstand seiner Vorträge und Übungen, die ihn rasch über die Grenzen der engeren, ja auch der weiteren Heimat hinaus bekannt machten, war die Interpretation der Klassiker, insbesondere Ciceros, Vergils und des Horaz. Bemerkenswert ist jedoch, daß er, dem hochmütigen Vorurteil einer gelehrt eingestellten Zeit zum Trotz, auch die Dichter des Volgare, der Volkssprache, einen Dante und Petrarca, in den Kreis seiner Betrachtungen zog.

Es mag von unseren Anschauungen aus verwunderlich erscheinen, daß eine im wesentlichen der Wissenschaft und der Pflege der Form zugewandte Persönlichkeit wie die Landinos

nicht frei war von politischen Ambitionen, daß ihn auch der Ruhm der vita activa lockte. Allein die Grenzsetzungen waren damals andere. Landino war Renaissance-Italiener und er war Humanist. In einer Zeit, in der amtliche Schriftstücke zu stilistischen Kunstwerken ausgearbeitet zu werden pflegten, in der, wie Landino selbst einmal bezeugt, eine schöne Rede unter die höchsten Güter gerechnet wurde, in der die vis superba formae ihre höchsten Triumphe feierte, schien das an den antiken Mustern geschulte formale Können in besonderem Maße zu staatsbürgerlicher Wirksamkeit zu befähigen. Und so finden wir Landino, der doch in den Camaldolensischen Gesprächen sich als Vorkämpfer der vita contemplativa gibt, im weiteren Verlauf seines Lebens als Kanzler der Guelfischen Partei und später, nach Aufgabe seiner Lehrtätigkeit, als Sekretär der Florentinischen Republik, beauftragt mit der wichtigen Funktion der Abfassung der amtlichen Schreiben. Er bekleidete diese Würde bis zum Jahre 1497. Dann zog er sich nach Borgo alla Collina im Casentino zurück, in das Landhaus, das ihm die Regierung als Anerkennung für seinen Kommentar zur Divina Commedia geschenkt hatte. Dort ist er 1504, achtzigjährig, gestorben.

Landinos Werke

Die Werke Landinos, von denen nur die wichtigsten genannt werden sollen, zeigen uns den orator und poeta, wie er in den Quellen bezeichnet wird, als Philologen, Dichter und Philosophen.

Der Philologe

Seine bedeutendste philologische Tat ist der eben erwähnte Dante-Kommentar. Er erschien, zusammen mit dem Text, im Jahre 1481 als erster Florentiner Druck der Divina Commedia. Die Nationalbibliothek in Florenz bewahrt noch heute den Folioband, den Landino der Signoria mit einer Ansprache überreichte, von einem Deutschen, Nicholo di Lorenzo della Magna, auf Pergament gedruckt, eine Höchstleistung der Buchkunst, mit Buchstaben, „wie sie nicht einmal Engel schöner hätten malen können“. Es war im Zusammenhang mit Landinos Bemühungen um Dante, daß die Signoria beschloß, den seit fast zweihundert Jahren Verbannten wieder als Bürger anzuerkennen und sein mit dem Dichterlorbeer geschmücktes Bild in dem Baptisterium von S. Giovanni aufzustellen. Apollo

habe, so formuliert es Marsilio Ficino, dem Mercurius aufgetragen, daß er durch den göttlichen Dichter Cristoforo Landino Dante wieder in seine Heimat zurückführe.
Auf den wissenschaftlichen Wert der Danteerklärung einzugehen, ist hier nicht der Ort. Und so soll auch ein Horaz- und ein Vergil-Kommentar — letzterer das philologische Gegenstück zu der im dritten und vierten Buch der Disputationen gegebenen „philosophischen" Auslegung, nur erwähnt werden. Wie man über diesen Kommentar dachte, erhellt daraus, daß der Venetianer Buchdrucker Aldus in seiner Vergil-Ausgabe ihn zusammen mit den antiken Scholien des Servius und Donat abdruckte.

Der Dichter

Den Ruhm, den die drei Bücher der in lateinischer Sprache abgefaßten Alexandra-Elegien dem Dichterphilologen eingetragen haben — Alexandra sei durch Landino berühmter geworden als Helena, schmeichelt einmal einer seiner Schüler —, können wir nur dann verstehen, wenn wir uns daran erinnern, daß wir in einem Zeitalter der imitatio stehen, das die elegante Nachahmung der klassischen Wendungen und Motive als hohes Verdienst anrechnete und weit entfernt war, sich durch Reminiszenzen stören zu lassen. Die Gedichte, deren Gegenstand übrigens nur zum geringeren Teil Alexandra ist, entbehren weder des stofflichen Interesses noch des formalen Reizes; allein sie sind kein Werk der Notwendigkeit, sondern der stilistischen Gewandtheit und des gelehrten Wissens[1].

Der Philosoph

Die drei philosophischen Werke Landinos sind lateinisch geschriebene Dialoge und gehen demgemäß von bestimmten Veranlassungen aus. In dem Jugendwerk „Über die Seele" erzählt Landino, wie er an einem Osternachmittag Carlo Marsuppini besucht und dort Paolo Toscanelli angetroffen habe; es sei dann zu einem Gespräch gekommen, das die verschiedenen Anschauungen der antiken und mittelalterlichen Denker über diesen Gegenstand zum Inhalt gehabt habe[2]. Der Dialog „Über den

[1] In der Laurentiana befinden sich mehrere Handschriften der Gedichtsammlung. Ein Verzeichnis der Überschriften bei Bandini I, 129.
[2] Herausgegeben von A. Paoli, Cr. Landini De nobilitate animae dialogi, Pisa 1915.

wahren Adel" spielt im Hause Medici gelegentlich der Anwesenheit eines auf seine vielen Ahnen eingebildeten griechischen Gastes. Das wichtigste Werk dieser Art sind die um die Mitte der siebziger Jahre vollendeten Camaldolensischen Disputationen.

Die Camaldolensischen Disputationen

Widmung an Federigo von Urbino

Nach damaliger Sitte steht zu Beginn eine ausführliche Zueignung, und zwar richtet sich diese an den Herzog von Urbino, Federigo von Montefeltre, den berühmten Söldnerführer und Gönner der Literaten[1]. Das Bild, das Landino von ihm gibt — er kommt auch später wiederholt auf ihn zurück —, ist wohl zu schön gemalt, aber sicherlich liegt das Gesagte in der Richtung der geschichtlichen Wahrheit. Vor allem eines: der Verfasser konnte überzeugt sein, daß die Widmung des Werkes nicht nur als ein Akt der Höflichkeit gewürdigt, sondern daß dieses selbst mit sachlichem Verständnis aufgenommen werden würde. In der Casa Giocosa zu Mantua, als Schüler Vittorinos da Feltre, des berühmtesten Pädagogen der Renaissance, hatte Federigo die Schriftsteller des Altertums kennen und schätzen gelernt und er war dieser frühen Neigung auch in dem bewegten Leben eines Feldherrn von Königen, Fürsten und Päpsten treu geblieben. Besonders schätzte er die Historiker, einen Aristoteles, die Kirchenväter und nicht zuletzt Thomas von Aquino. Seine bibliophilen Bemühungen entsprangen einem inneren Drang, nicht dem dekorativen Bedürfnis des Renaissance-Herrschers; sein Humanismus war nicht das Mitmachen einer Mode, nicht nur ein Wissen um die Dinge der Antike, er war innerlich begründet: „Wir haben an ihm einen humanen Vater und keinen Herrn", konnten seine Untertanen von ihm sagen. So verband sich in der Persönlichkeit Federigos menschliche und wissenschaftliche Bildung mit einer hohen militärischen und staatsmännischen Begabung: kein Wunder, daß uns der Montefeltre in Landinos Darstellung geradezu als Idealtypus im Sinne einer Vereinigung der beiden im ersten Buch behandelten Lebensformen, der tätigen und der betrachtenden, entgegentritt.

[1] Vgl. über ihn Vespasiano da Bisticci, Lebensbeschreibungen berühmter Männer des Quattrocento. Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von P. Schubring 1914. (Das Zeitalter der Renaissance, II. Serie Bd. 2.)

Doch nun zu dem Werk selbst. Der Gedankengang ist in aller Kürze folgender.

Das 1. Buch

Damit die Frage beantwortet werden kann, welche Lebensarten für die Menschen möglich sind, muß zunächst einmal festgestellt werden, was das Wesen des Menschen ausmacht, anders ausgedrückt, was, verglichen mit den anderen Geschöpfen, ihm allein eigentümlich ist. Als dieses Wesentliche hat die Fähigkeit des vernünftigen Erkennens, der *Intellekt,* zu gelten. Da es nun Aufgabe des menschlichen Intellekts ist, einerseits richtig zu handeln und andererseits die Wahrheit zu erforschen, so haben wir *zwei Lebensformen* — und nur zwei — zu unterscheiden, eine *aktive*, der praktischen, im besonderen der staatsbürgerlichen Tätigkeit dienende, und eine *kontemplative* oder spekulative, deren letztes und höchstes Objekt Gott ist. Um richtig handeln zu können, bedürfen wir der *sittlichen* Tugenden; allein auch die Erforschung und Betrachtung der Wahrheit, mit anderen Worten die Übung der *spekulativen* Tugenden, ist nur möglich, wenn wir zuvor die läuternde Wirkung der sittlichen Tugenden an uns erfahren haben. Während es nun aber das tätige Leben mit vergänglichen, äußeren Zwecken untergeordneten Handlungen zu tun hat, ist die Betrachtung, die ihrerseits wieder in verschiedene, dem Range nach abgestufte Akte bzw. Bewegungen der Seele zerfällt, auf Unvergängliches gerichtet, sie ist letzter Zweck. Daraus ergibt sich, daß das ihr gewidmete Leben über der vita activa steht, obschon auch diese, wie nicht geleugnet werden kann, des Lobes würdig ist.

Dagegen ließe sich jedoch einwenden, daß die beschauliche Lebensart eine Einseitigkeit darstellt, da sie ausschließlich die geistige Seite des Menschen in Betracht zieht und völlig vergißt, daß der Mensch auch einen Körper hat. Die tätige, auf die sittlichen Tugenden sich gründende Lebensart dagegen dient dem Körper und der Seele *zugleich* und entspricht auch insofern unserer natürlichen Bestimmung, als sie es uns ermöglicht, die Pflichten zu erfüllen, die wir der Gemeinschaft gegenüber haben. Tätig leben heißt für die Allgemeinheit leben. Der Weise aber, der sich in Einsamkeit und Stille der Kontemplation hingibt,

entzieht sich seiner sozialen Aufgabe, und darum gibt es in einem Gemeinwesen, in dem jedem einzelnen eine dem Ganzen zugute kommende Funktion zugewiesen ist, für den Weisen keinen Platz. Demnach ist die vita activa, von hier aus gesehen, als die höhere Lebensform anzusprechen. Hat doch auch im Urteil aller Menschen und Zeiten immer der Tätige mehr gegolten als der Beschauliche. Vor allem anderen zwingend aber ist das Gebot Christi, das vorschreibt, man müsse seinen Nächsten — und damit auch seinen Mitbürger — lieben wie sich selbst. Nur der ist Mensch, der Bürger ist und sich als solcher, d. h. für die Gemeinschaft betätigt.

Sind diese Einwände stichhaltig? Daß die tätige Lebensart ihre Verdienste hat, soll gewiß nicht bestritten werden. Daß jedoch die beschauliche edler ist, geht gerade aus der Heiligen Schrift hervor, aus jener Stelle nämlich, wo erzählt wird, wie Martha sich viel zu schaffen macht, während ihre Schwester Maria unterdessen ruhig beim Herrn sitzt. Die beiden Schwestern versinnbildlichen die beiden in Frage stehenden Lebensarten. Welche von ihnen an erster Stelle kommt, das spricht Christus selbst unzweideutig aus mit den Worten: „Maria hat das beste Teil erwählt[1].“

Doch das ist nicht das einzige Gegenargument.

Jede Tätigkeit, also auch die staatsbürgerliche, hat zur Voraussetzung gewisse Erkenntnisse, und diese sind nur in gedanklicher Arbeit zu gewinnen. Im besonderen können wir die für das tätige Leben bestimmenden sittlichen Tugenden erst dann richtig ausüben, wenn wir zuvor unter dem Beistand der Weisen uns ihr Wesen klar gemacht haben. Im vollen Umfang wird uns dies freilich erst dann gelingen, wenn wir uns auch im Besitz der auf die Erforschung der höchsten und letzten Dinge gerichteten spekulativen Tugenden befinden. Von ihnen müssen wir uns, da unser Leben ja im Jenseits fundiert ist und sich nicht im Irdischen erschöpft, auch im tätigen Leben erleuchten lassen; ja sie sind für dieses selbst viel wesentlicher als die sittlichen Tugenden.

---

[1] Lukas 10, 39 f. Die allegorische Deutung von Maria und Martha, ebenso wie die der Lea und Rahel nach Gregor. Hom. in Ezech. II, 2.

Der Vorwurf des unsozialen Verhaltens trifft daher den Weisen nicht, da *er* es doch ist, der mit den Ergebnissen seiner Forschung den Männern des tätigen Lebens den Weg weist, den sie zu gehen haben. Er nützt also seinen Mitbürgern und nicht nur ihnen, sondern auch späteren Geschlechtern, ja der ganzen Menschheit; denn die Kraft des Gedankens ist über Raum und Zeit erhaben, wogegen die Auswirkung der Tat nur eine begrenzte ist. Ein im höchsten Sinn vollkommener Mensch wird allerdings erst *der* sein, der unter Anerkennung der erwiesenen Superiorität der Betrachtung auch der Tätigkeit zugewandt ist, der also die beiden Lebensformen in sich vereinigt und beiden in angemessener Weise gerecht wird. Das ist möglich. Denn Maria und Martha sind Schwestern und beide sind Gott wohlgefällig.

Das 2. Buch

Nachdem nun also feststeht, daß es die betrachtende Lebensform ist, die der Bestimmung des Menschen am meisten entspricht und darum seine Glückseligkeit begründet, muß weiterhin noch deutlicher und ausführlicher gesagt werden, was der letzte Gegenstand der Betrachtung ist, was sich also als inhaltliche Bestimmung der gefundenen Form einfügt, oder, anders ausgedrückt, worin für uns der höchste Wert, *das höchste Gut* besteht, das wir in unserer Lebensführung zu verwirklichen bestrebt sein sollen.

Die Frage nach dem Wesen des höchsten Gutes hat im Laufe der Menschheitsgeschichte die verschiedensten Beantwortungen erfahren. Was ist von ihnen zu halten?

Zunächst einmal die Anschauungen des Altertums. Von vornherein abzulehnen sind Philosophen wie Aristippus, Epikurus und Hieronymus von Rhodus, die in der sinnlichen Lust bzw. in der Unempfindlichkeit gegenüber dem Schmerz das höchste Gut zu finden glaubten; haben sie es doch unter völliger Verkennung der eigentlichen Natur des Menschen im Körperlichen gesucht. Mehr Beifall verdienen die Philosophen, denen die wissenschaftliche Forschung oder die Tugend oberster Wert war, wie den Stoikern und vor allem den von Plato bzw. Aristoteles sich herleitenden alten Akademikern und Peripatetikern; die Angehörigen der beiden letzten Schulen glaubten jedoch,

auch noch die körperlichen und seelischen „Urgüter der Natur“ — Gesundheit, Gedächtnis usw. — als für die Existenz der Tugend notwendig beiziehen zu müssen.
Allein so sehr gerade diese Denker wegen des hohen Ranges, den sie der Tugend einräumen, unsere Anerkennung verdienen: sie sind doch im Irrtum, da sie das höchste Gut in einem diesseitigen, irdischen Wert finden wollen. Damit bleiben sie weit zurück hinter Plato und den Platonikern, die als höchstes Gut Gott erkannt haben.
Ausgangspunkt ihrer Beweisführung ist der Satz, daß das höchste Gut Selbstzweck sein müsse. Folglich scheiden die äußeren oder Glücksgüter, z. B. Reichtum, Ehre, ebenso wie die körperlichen Güter aus, da sie ja immer nur Mittel zu einem Zweck sind. Das höchste Gut kann demnach nur bei den Gütern der Seele gefunden werden, und zwar bei deren höchster Ordnung, den spekulativen Tugenden. Sie allein ermöglichen es dem Menschen, den letzten Urgrund aller Dinge, Gott, zu erkennen und in der Erkenntnis zu genießen. Die Frage, ob dabei dem Schauen, der visio dei, der Vorrang gebühre oder der uns zuteil werdenden Wonne, mit anderen Worten, ob beim Zustandekommen des Genusses der schauende Intellekt oder Gefühl und Wille, die emotionale Seite des Menschen also, wesentlich beteiligt sind, entscheiden die Platoniker im intellektualistischen Sinne[1]. Den Zweifeln, die in die Möglichkeit einer Erkenntnis Gottes gesetzt zu werden pflegen, begegnen sie mit dem Hinweis darauf, daß das Gute und also auch das höchste Gute und Gut, Gott, die Tendenz habe, alles Geschaffene zu durchdringen und sich ihm mitzuteilen.
Wie für Plato ist auch für die christlichen Theologen Gott das letzte und höchste aller Güter. Gott ist, so sagen sie, die Güte aller Güte, insofern er die Güte, d. h. die Vollkommenheit aller geschöpflichen Dinge mit seiner absoluten Vollkommenheit umfaßt, und er ist das höchste Gut, demgegenüber sich also alle übrigen Güter als nichtig erweisen lassen müssen. Dies kann bei den Gütern des Glücks, wie Sinnenlust, Ehre, Ruhm, Reich-

[1] Vgl. darüber J. Bernhart, Die philosophische Mystik des Mittelalters, 1922 S. 77.

tum, weltliche Macht, oder den leiblichen Gütern unschwer geschehen; aber auch von den Gütern der Seele, der dritten Gruppe, ist die Kunsttätigkeit ebenso wie die Übung der sittlichen Tugenden zu verwerfen, da sie nicht, wie die Gott zugewandte kontemplative Betätigung, auf das höchste Endziel gerichtet sind, sondern immer nur als Mittel zu einem höheren Zweck sich verhalten, also nicht imstande sind, unsere Glückseligkeit zu begründen.

Inwiefern ist nun Gott für den Menschen das höchste Gut? Bei der Beantwortung dieser Frage ist nach theologischer Lehre davon auszugehen, daß alle Tätigkeit auf ein Ziel geht und daß dieses Ziel, als etwas dem tätigen Wesen Gemäßes und seine Vollkommenheit Bedingendes, ein im subjektiven Sinne Gutes, ein Gut ist. Wenn demnach Gut und Ziel identische Begriffe sind, so muß das höchste Gut auch das letzte Ziel, nämlich Gott sein. Das ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob der Mensch durch seine Tätigkeit Gott etwas geben könnte, was er vorher nicht hat; vielmehr besteht die Zielbeziehung des Menschen zu Gott darin, daß er sich ihm zu verähnlichen, seine Güte und Vollkommenheit zu erreichen sucht. Dies ist ihm möglich mit Hilfe der ihm eigentümlichen, seine Gottähnlichkeit konstituierenden Kraft des Intellekts. So besteht also das höchste Gut für den Menschen und zugleich seine höchste Glückseligkeit in der Betätigung dieser Kraft, d. h. in der Erkenntnis Gottes.

Da nun aber beim Erkennen Gottes nicht nur intellektive Vermögen am Werke sind, sondern zugleich auch emotionale — Verlangen, Liebe, also Betätigungen des Willens —, so ist weiter zu untersuchen, auf welcher Seite das Schwergewicht liegt, mit anderen Worten, ob beim Zustandekommen der Beseligung der Primat dem Intellekt oder dem Willen zuerkannt werden muß. Die eine wie die andere Anschauung, die der Intellektualisten also wie die der Voluntaristen, hat gewichtige Gründe für sich; auch läßt sich ein vermittelnder Standpunkt denken, der den beiden in Frage stehenden Kräften gerecht zu werden sucht. Letzten Endes ist jedoch diesem ganzen Problem keine entscheidende Bedeutung zuzumessen. Tatsache ist und bleibt, daß die höchste Seligkeit des Menschen in Gott liegt.

Wenn nun also nach theologischer Auffassung Gott das höchste Gut ist und andererseits in den Lehrsystemen der antiken Philosophen dem höchsten Gut immer ein *größtes Übel* gegenübersteht, wie z. B. der Tugend der Stoiker das Laster, so legt sich die Frage nahe, wie es sich damit bei den christlichen Denkern verhält, ob sie ein größtes Übel kennen und was sie überhaupt unter dem Übel verstehen.
Da, wie bereits gesagt, alle Tätigkeit auf ein dem tätigen Wesen eigentümliches Ziel und damit auf ein Gut geht, so kann das Übel, sowohl im Natürlichen als auch auf dem Gebiet des Menschlichen, immer nur gegen die Absicht des tätigen Wesens eintreten. Dagegen ließe sich nun freilich geltend machen, daß das Übel dann nur zufällig und selten eintreten dürfte. Dies widerspricht aber der Erfahrung; beim menschlichen Handeln jedenfalls treten Übel, d. h. Verfehlungen, häufig und mit Willen des Handelnden ein.
Eine Lösung des Problems ist nach christlicher Lehre dann möglich, wenn wir zwei Arten von Übeln unterscheiden, solche, die einem *Wesen* (malum in substantia) und solche, die der *Tätigkeit* eines Wesens (malum in actione) anhaften. Im ersten Falle fehlt ihm etwas, was er seiner Natur nach, um vollkommen zu sein, haben sollte, z. B. die Hände; die zweite Art von Übeln tritt dann ein, wenn das Wesen nicht ordnungsgemäß handelt. Wir werden nun dort allerdings von Zufall und Ungefähr reden, hier jedoch nicht, da ja die Verfehlung als eine natürliche Folge der ungeordneten Tätigkeit mit Notwendigkeit und unter der Verantwortlichkeit des Handelnden sich einstellt. Aus dem Gesagten ergibt sich aber als weitere Konsequenz, daß das Übel im Grunde nichts anderes ist als ein *Beraubtsein*, eine *Privation* dessen, was einem Wesen bzw. der Tätigkeit eines Wesens naturgemäß zukommt. Das Übel ist demnach etwas rein Negatives, etwas, das keine Wesenheit hat, wie umgekehrt alles, was wirklich existiert, etwas an sich Gutes sein muß. Anders ausgedrückt, es läßt sich nur im logischen, nicht aber im ontologischen Sinne von einem „Sein" des Übels reden.
Da nun also das Übel nichts eigentlich Seiendes ist, kann es

auch nicht Ursache sein; d. h. wo wir ein Übel haben, ist es nicht von einem Übel verursacht, sondern vom Guten. Natürlich nicht so, als ob das Gute seinem Wesen nach das Übel im Gefolge hätte; vielmehr ist das Gute sowohl auf dem Gebiete der Natur als auch beim sittlichen Handeln immer nur per accidens, infolge eines Defekts, Ursache. Und zwar kann im letzteren Fall, um den es sich hier handelt, der Defekt nur beim Willen liegen, der bei seiner Tätigkeit nicht ordnungsgemäß verfährt.

Hat nach dem Gesagten das Übel keine eigentliche Existenz, so ergibt sich weiter, daß es nicht für sich allein sein, sondern nur an etwas *wirklich* Existierendem sich finden kann. Da aber alles, was im eigentlichen Sinn existiert, gut ist, so muß das Subjekt des Übels das Gute sein. Daraus folgt endlich — und das ist der Schlußstein des ganzen Gebäudes —, daß man von einem größten Übel, das ebenso Prinzip alles Übels wäre wie das höchste Gut Prinzip alles Guten ist, nicht reden kann. Denn ein solches größtes Übel dürfte in keiner Gemeinschaft mit einem Guten stehen; es hätte mit anderen Worten kein Subjekt. Sobald es aber ein solches hat — was nur das Gute sein kann —, ist es nicht mehr das Übel an sich. Es gibt also kein größtes Übel.

Soviel über Buch eins und zwei. Die beiden letzten Bücher bringen nun auf dem Wege der allegorischen Deutung den Inhalt der vorausgehenden, ihn gelegentlich erweiternd, in Zusammenhang mit *Aeneas*, dem Helden des nach ihm benannten Vergilischen Epos, der nach dem Falle Trojas auszieht, um für sich und die Seinen neue Wohnsitze zu suchen und diese dann nach langjähriger, an gefahrvollen Abenteuern reicher Irrfahrt in Italien findet.

Der Gedankengang der wunderlichen, weit ausgesponnenen Allegorese ist folgender[1].

---

[1] Eine vollständige Übersetzung verbot sich aus Raumgründen; dafür soll hier auf den Inhalt eingegangen werden. Da sich auch noch im Anmerkungsteil Gelegenheit bieten wird, auf diesen Teil der Camaldolensischen Gespräche hinzuweisen, dürfte, alles zusammengenommen, der Leser doch einigermaßen imstande sein, sich ein Bild zu machen. Eine ausführliche Analyse findet er in den Neuen Jahrbüchern für das



Das 3. Buch Aeneas, das ist der nach dem höchsten Gut strebende und in seinem Streben irrende Mensch, gibt sich in seiner Vaterstadt Troja, dem Sinnbild der vita voluptuosa, des der Lust gewidmeten Lebens, zunächst den natürlichen Trieben hin, er läßt sich von der unvernünftigen Begehrkraft leiten und hält die Urgüter der Natur für erstrebenswert. Seine Mutter Venus jedoch, d. h. die himmlische, das Verlangen nach wahrer Schönheit und Erkenntnis erregende Liebe, entreißt ihn der „Feuersbrunst der Lüste“: sie weckt in ihm den vernünftigen Begehrungstrieb, der ihn jene Scheingüter als solche erkennen und fliehen heißt. Allein damit ist der natürliche Mensch keineswegs endgültig überwunden; vielmehr entbrennt jetzt ein heftiger und wechselnder Kampf der beiden genannten Erscheinungsformen des Begehrungsvermögens, zwischen Vernunft und Sinnlichkeit also. Symbol dieser doppelt gearteten appetitiven Kraft ist das bald ruhige, bald von Stürmen aufgewühlte Meer, der Schauplatz der Irrfahrten des Aeneas. So haben wir denn auch die mannigfachen Abenteuer unseres Helden als Versuchungen oder Rückfälle in die Sensualität zu verstehen: er unterliegt z. B. in Thrakien, wo Polymestor seinen Gastfreund aus Gewinnsucht erschlagen hat, der Habgier, er lernt auf der Insel der bleichen, mit Krallen bewehrten Harpyien das schmutzige Laster des Geizes kennen; er entgeht mit knapper Not der Scylla und Charybdis, der Fleischeslust und Habsucht; er flieht die schrankenlose, ein Menschenleben für nichts achtende Tyrannei des Menschenfressers Polyphem. Alle diese Laster bedrohen den Aeneas deshalb, weil die Tugenden, obwohl er sie erkennt und in sich verwirklichen will, noch nicht als Habitus in ihm sind. Vergil hat ja in Aeneas „nicht einen Mann geschildert, in dem die Tugenden bereits zur festen und dauernden Eigenschaft geworden sind, sondern einen solchen, der für die Tugend und gegen das Laster in der Weise kämpft, daß er unter großen Schwierigkeiten vermittelst der Enthaltsamkeit zwar den Sieg gewinnt, aber doch nicht ohne gelegentliches Zurückgleiten in die Unenthaltsamkeit“.

---

klass. Altert. 1919, 1. Abt. S. 453f. E. Wolf, Die allegorische Vergilerklärung des Cristoforo Landino.

Schließlich gelangt Aeneas doch nach Sizilien und damit in unmittelbare Nähe des verheißenen Zieles und höchsten Gutes, Italien. Allein Juno, die Göttin der Herrschaft und der mit ihr verbundenen äußeren Ehren, will den Trojaner für ihre Zwecke benutzen. Sie, die unversöhnliche Feindin des Sohnes der Venus, hatte diesen gehaßt, solange er in Troja der Lust ergeben war, anstatt ihr zu dienen; sie zürnt ihm jetzt, weil er im Gedanken an ein höheres Ziel sich dem tätigen Leben entziehen und in Italien der Betrachtung leben will. Um dies zu verhindern, läßt sie durch Aeolus, den Gott der Winde, während der Überfahrt einen Sturm erregen — unbildlich gesprochen: der niedere, der menschlichen Tätigkeit und dem gesellschaftlichen Leben zugewandte Teil der Vernunft unterliegt den Verlockungen der Herrschsucht. Zwar greift Neptunus, die höhere, theoretische Vernunft, ein und glättet die Wogen; allein Juno hat doch ihre Absicht erreicht und Aeneas richtet den Kurs auf das nahe Gestade Karthagos, wo er mit Dido, dem Schützling Junos, einen Ehebund eingeht. Mit anderen Worten: er sucht, von der Hoffnung auf Ehre und Herrschaft verführt, das höchste Gut in der vita activa, der staatsbürgerlichen Betätigung.

Das 4. Buch

Gewiß, auch diese Lebensform ist lobenswert, aber sie kann nur Vorbereitung und Übergang zu Größerem sein, und darum läßt schließlich Jupiter, der höchste der Götter, durch Mercurius, das ist die in den Reden und Büchern uns entgegentretende Gelehrsamkeit, den Aeneas ermahnen, er möge sich seiner eigentlichen, kontemplativen Bestimmung erinnern. So entschließt sich dieser denn, Dido zu verlassen, und zwar will er dies ohne Abschied tun — denn wer den Geist vom Irdischen wegführen will, darf weicheren Empfindungen keinen Raum geben. Nach einer Zwischenlandung in Sizilien, wo die niedere, auch weiblich genannte Vernunft noch einmal rebelliert — die Weiber, der langen Seefahrt müde, wollen in Abwesenheit der Männer auf Geheiß der Juno die Schiffe verbrennen —, kommt er zuletzt glücklich nach Italien. Die verlassene Königin der Karthager aber sucht in ihrer Verzweiflung den Tod, womit gesagt sein soll, daß die Staatswesen untergehen, die von den Weisen verlassen werden.



Im sechsten Buche seiner Aeneis schildert Vergil den Abstieg seines Helden in die Unterwelt, den Strafort der Verbrecher. Aber nun hat doch Aeneas während seiner Fahrt dauernd mit den Lastern zu tun gehabt; woraus erklärt es sich, daß er abermals mit ihnen in Berührung kommt? Was haben wir überhaupt unter der Unterwelt zu verstehen?
Es sind verschiedene Auffassungen denkbar. Einmal die Platos und seiner Nachfolger, welche die Unterwelt mit dem Körper gleichsetzen. Ihres himmlischen Ursprungs vergessend sind unsere Seelen in ihn als ein Grab oder Gefängnis und damit in den untersten Bezirk des Weltalls hinabgesunken, wo sie, da die Körperlichkeit ihre göttliche Natur lähmt, alle möglichen Leiden zu erdulden haben. Darauf beziehen sich die Namen der Unterweltsflüsse: Lethe (Strom der Vergessenheit), Acheron (Verlust der Freude), Styx (Trauer) usw. Anders die Christen. Da nach ihrer Meinung die Seele zugleich mit dem Körper geschaffen wird, also nicht präexistent ist, so kann ihr Aufenthalt im Körper nicht als Strafe für irgendein vorausliegendes Vergehen verstanden werden. Vielmehr tritt die Strafe erst ein, nachdem die Seele sich vom Körper wieder getrennt hat. Demgemäß verstehen die Christen unter der Unterwelt das, was sie als Hölle bezeichnen. Für die Erklärung Vergils kommt wieder eine andere Deutung in Betracht: „Zur Unterwelt streben wir nämlich auch dann, wenn wir das Licht unserer Vernunft und unsere Tätigkeit hinabwenden zur Erforschung der Natur des Übels und aller Laster.“ Aeneas war den Lastern zunächst selbst verfallen gewesen, er hatte sodann in siegreichem Kampf eine Reihe von ihnen überwunden und durch seine Tätigkeit in Karthago sich in den bürgerlichen Tugenden geübt: nunmehr tritt er zum Abschluß den menschlichen Verirrungen gleichsam wissenschaftlich gegenüber, um sich gänzlich von ihnen zu reinigen und damit die Voraussetzung für die kontemplative Lebensart zu schaffen. „Der erste Schritt zur Betrachtung geschieht bei den Lastern; wir müssen zunächst einmal das Wesen des Übels erkennen, damit wir imstande sind, es zu fliehen. Wenn wir nicht rein sind von den Lastern, werden wir uns nie dem Göttlichen nahen.“

In der Absicht einer theoretischen Auseinandersetzung mit den sittlichen Übeln also steigt nun Aeneas unter Führung der Sibylle, die das Sinnbild der Gelehrsamkeit ist, in die Unterwelt hinab. Aus der großen Zahl von Deutungen, die übrigens auch außerhalb der eigentlichen Idee liegende Fragen, wie z. B. Schicksal und Willensfreiheit, behandeln, ein Beispiel. Warum ist der Tartarus, der Ort der seelischen Wirrnisse, mit einer dreifachen Mauer umgeben? Weil der Weg zur Sünde ein dreigeteilter ist. Zuerst wird in uns infolge einer Verderbnis des Willens die sündhafte Vorstellung erweckt, darauf erfolgt die Tat und endlich tritt, wenn wir uns immer wieder verfehlen, der Habitus der Sünde ein.

Der seelischen Entwicklung des Helden liegt, um nunmehr zusammenzufassen, eine bestimmte Stufenfolge von Tugenden zugrunde. Zunächst hat es Aeneas mit den moralischen Tugenden zu tun, bei denen drei Ordnungen zu unterscheiden sind: die politischen oder staatsbürgerlichen, die läuternden, welche bereits die Abwendung von den Dingen dieser Welt in sich schließen, und endlich die Tugenden der geläuterten Seele, deren Besitz die völlige Überwindung alles Irdischen, die erlangte Fähigkeit der Erkenntnis des Göttlichen bedeutet. Denn nur vom Reinen darf das Reine berührt werden. Damit geht diese dritte Gruppe bereits über in die intellektuellen Tugenden, die Tugenden der Kontemplation, die den Endpunkt der Entwicklung darstellen.

„Ein langer Weg war es“ — damit schließt Landino seine Allegorese — „auf dem ihr mir gefolgt seid, voll von Fährnissen und Irrtümern, der jedoch den die Tugend Liebenden endlich zum ersehnten Ziel geführt hat.

Irrend auf wechselnder Fahrt, durch viel gefährliche Drangsal

gelangt Aeneas zuletzt doch nach Italien und zu den friedlichen Wohnsitzen. Wenn wir ihm nacheifern, werden auch wir, frei von den unseligen Banden der Körperlichkeit und an dem klaren Brunnquell der Tugend uns erquickend, nicht allein, solange unsere Seelen im Körper weilen, gleich ihm ein Leben der Freude führen, sondern auch, wenn wir dereinst von hinnen



gegangen und in unsere Heimat zurückgekehrt sind, das ewige Leben haben."

Quellen Das gedankliche Material, mit dem Landino in seinen Gesprächen arbeitet, war ihm gegeben. Er benützt, um die wichtigsten Quellen zu nennen, für die Darstellung der antiken Philosophie Ciceros Werk über das höchste Gut und Übel, Augustins Gottesstaat und verschiedene platonisierende Schriften Marsilio Ficinos; für die christlichen Anschauungen über die beiden Lebensformen ist ihm Unterlage des Thomas von Aquino Summa Theologica (II, 11, 179 ff.), für das Problem des höchsten Gutes dessen Summa contra gentiles (3. Buch). Man kann wohl sagen, daß sich in den Camaldolensischen Gesprächen kein wesentlicher Gedanke findet, der nicht schon einmal gedacht und ausgesprochen worden wäre. Von unserem Standpunkt aus ein hartes Wort. Allein man muß sich erinnern, daß der Renaissancegelehrte in der Frage der Originalität und des geistigen Eigentums anders empfand als wir. Er stand dem Ziel der Forschung, der Wahrheit, naiver gegenüber, er glaubte an ihren absoluten Charakter, an ihre Endgültigkeit und Einmaligkeit, und war beglückt, wenn er sie bei denen, die sie nach seiner Meinung besaßen, gefunden, sich mit ihr auseinandergesetzt und sie in sich aufgenommen hatte. „Alles, von wem immer wir es gelernt haben mögen, ist unser Besitz", sagt Petrarca einmal. Man brauchte darum aus seiner Abhängigkeit von fremder Gedankenarbeit kein Hehl zu machen; im Gegenteil, man freute sich, wenn man sich mit anderen Forschern eins wußte, und sah darin eine Gewähr dafür, daß man auf dem rechten Wege war. Nicht unwesentlich für das Verständnis dieser Zusammenhänge ist ferner die Tatsache, daß die Renaissance stark formal eingestellt war und darum auch von hier aus einen Mangel an sachlicher Produktivität läßlich beurteilte, sofern nur das Gesagte in geschmackvoller Weise dargeboten wurde. Aus alldem erklärt sich eine Erscheinung wie die Landinos, der, ohne selbst Philosoph von Fach zu sein oder sein zu wollen, — er hat diesen Namen mit Entschiedenheit abgelehnt — unter dem Beifall der Mitlebenden tiefgründige Gelehrsamkeit in dialogischer Form vorträgt.

Landinos eigene Leistung liegt mit anderen Worten, wenn wir von seiner persönlichen Stellungnahme zu den behandelten Fragen vorläufig absehen wollen, in der Art der Darstellung, auf dem Gebiete der *Eloquenz*.

Stil

Die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, war nicht leicht. Galt es doch, Gedankengänge der verschiedensten Art, die ihm in einer spezifischen sprachlichen Gestalt bei seinen Gewährsmännern entgegentraten, stilistisch auszugleichen, bzw. in der Richtung auf Cicero, das ideale Stilmuster des Humanismus, umzuformen. Ein Unternehmen, das nicht immer von Erfolg begleitet war und es auch nicht sein konnte, am wenigsten da, wo sich der Verfasser der stark ausgeprägten scholastischen Schulsprache gegenüber sah. Immer wieder versucht es Landino, das strenge Gefüge zu lockern, indem er etwa Beispiele, mit Vorliebe solche aus dem antiken Kulturkreis, beibringt und näher ausführt, und immer wieder erliegt er sowohl im Ausdruck als auch in der Gedankenführung der unerbittlichen Sachlichkeit des Aquinaten. Im übrigen schreibt er da, wo er sich freier gehen lassen kann, ein zwar breites, aber doch im ganzen recht lesbares Latein.

Dialogform

Daß Landino hier wie auch in den beiden anderen philosophischen Schriften die Dialogform wählte, lag nahe. Der Dialog ist seit Petrarca die Form der wissenschaftlichen Abhandlung, soweit sie auf Wohlredenheit Anspruch machte. Gewiß war dafür, was sich bis in Einzelheiten der Einkleidung hinein feststellen läßt, zunächst der Vorgang des Altertums, Cicero und Plato, bestimmend. Allein das berechtigt keineswegs, die Übernahme lediglich als äußerliche Nachahmung zu beurteilen. Vielmehr ist die Dialogform der Renaissance ebenso wie die der Antike Folge und Ausdruck einer Besonderheit des Denkens, das sich im Gegensatz zu der mehr monologischen Art des Nordeuropäers als ein dialogischer Vorgang, als ein Zwiegespräch, abspielt und darum einen fingierten, womöglich aber einen wirklich vorhandenen Mitunterredner als Vertreter des Widerspruchs beizieht. „Es ist absurd," sagt der Florentiner Staatskanzler und Geschichtschreiber Leonardo Bruni, „innerhalb seiner vier Wände Selbstgespräche zu führen." Darum sehen

wir überall und besonders auch in Florenz die Gebildeten und Gelehrten bestrebt, sich zu Vereinigungen, zu „Akademien", zusammenzutun, deren ideale Spiegelung uns dann wieder in den philosophischen Werken entgegentritt, wie, um nur noch ein naheliegendes Beispiel zu nennen, in Ficinos das Platonische Gastmahl erläuternden Gesprächen über die Liebe, die nach der Vorrede am 7. November, dem Geburts- und Todestage Platos, auf Lorenzos Landsitz zu Careggi unter feierlichen Formen in Anwesenheit von neun Platonikern stattfanden. Einer von diesen, „ein Mann von hervorragender Gelehrsamkeit, vorzüglich bekannt als orphischer und platonischer Dichter", der dann auch als solcher die Rede des Aristophanes zur Behandlung zugewiesen bekam, war Cristoforo Landino.

Die Mitunterredner

In seinem eigenen Werk hält er sich durchaus im Hintergrund. Der Sprecher ist Leo Battista Alberti; der, an den er sich vor allem richtet und zu dessen Belehrung das ganze Gespräch veranlaßt wird, ist der junge, an der Grenze zwischen Jüngling und Mann stehend gedachte Lorenzo de' Medici, Landinos Schüler. Seine Aufgabe besteht demgemäß hauptsächlich darin, gewissermaßen als Träger der Handlung den Hauptredner durch Fragen und Einwände zu näherer Begründung oder ergänzender Ausführung zu veranlassen; einmal ergreift er auch selbst als eifriger Anwalt der staatsbürgerlichen Betätigung zu längerer Rede das Wort. Hier wie sonst erscheint Lorenzo durchweg als Verfechter des praktisch Möglichen und Notwendigen, der, philosophischer Weltfremdheit gegenüber, die Dinge mit gesundem Menschenverstand beurteilt und in klaren Worten sagt, was er zu sagen hat. Unter allen Beteiligten ist er wohl am meisten mit individuellen Zügen ausgestattet. Auch Marsilio Ficino, das Haupt der Platonischen Akademie und als Platoforscher und -übersetzer der eigentliche Fachmann in diesem Kreis, ist historisch gesehen: es sind seine eigenen Gedanken, die er vorträgt. Wesentlich anders verhält es sich mit dem Wortführer Battista. Vielseitig gebildet und sprachbegabt, wie dieser „Repräsentant des künstlerischen Humanismus" war, mochte er besonders geeignet erscheinen, ein Gespräch zu leiten, das alle möglichen Gebiete berührte, und insofern ist das Kompli-

ment, das Landino damit seinem Freunde macht, berechtigt. Daß manches von dem, was Battista sagt, sich mit Anschauungen berührt, die sich auch in seinen eigenen populärphilosophischen Werken finden, läßt sich nicht bestreiten, wie auch andererseits dieser oder jener, in der Form der direkten Charakterisierung angeführte persönliche Zug den Tatsachen entspricht. Allein die philosophische Einstellung des geschichtlichen, so überaus wirklichkeitsnahen Alberti, dieses Fanatikers des Erlebens, ist eine von Grund aus andere als sie sich in den Camaldolensischen Gesprächen und besonders in ihren scholastischen Teilen darstellt, was wir um so mehr bedauern müssen, als Battista eine der anziehendsten Erscheinungen der Renaissance ist. Die übrigen Anwesenden sind Statisten, mit Ausnahme Donatos, Alamannos und Antonios, die einmal zu Zwischenbemerkungen das Wort ergreifen.

Zeitgeschichtliche Bedeutung

So ist es also weithin Landino selbst, den wir hören; besser gesagt, es ist das geistige Florenz des Quattrocento, das aus den Disputationen zu uns spricht. Gerade eine rezeptive, den verschiedensten Anregungen zugängliche Natur, wie die Landinos war, erweist sich hier als besonders klarer Spiegel der Gedanken und Fragen, die das Zeitalter bewegten. Auch dann noch, wenn man weiß, daß die Gespräche in der Form, in der sie vorliegen, nie gehalten wurden, sondern am Schreibtisch entstanden sind. Von den beiden in Landinos Werk behandelten Hauptproblemen ist das eine, das des höchsten Wertes, zeitlos; das andere, vita activa oder contemplativa, war für die Renaissance ein ausgesprochen zeitgemäßes, d. h. es war wieder zeitgemäß geworden. An sich ist es ja uralt und eigentlich mit dem Augenblick gegeben, da das rein betrachtende Verhalten der Natur und dem Leben gegenüber als Wert und zugleich als Gegensatz zur praktischen Tätigkeit erkannt wird. Wenn die hellenistische Philosophie, Aristoteles folgend, in der theoretischen Lebensart die Voraussetzung für die Glückseligkeit sah, so ist das um so verständlicher, als schon die ganze politische Lage eine private, außerhalb der bürgerlichen Betätigung sich abspielende Existenz als wünschenswert erscheinen ließ. Daß die scholastische Philosophie, für die höchster Gegenstand der Betrachtung Gott

war, in derselben Richtung ging, erklärt sich ohne weiteres eben aus ihrer jenseitigen Orientierung. In neuer Beleuchtung erschien jedoch das Problem, als in der Renaissance im Zusammenhang mit der allgemein einsetzenden Säkularisierung des Geistes die Philosophie aus der Klosterzelle heraustrat und aufhörte, ausschließliches Vorrecht der beschaulich Lebenden zu sein, als Männer der Tat und des sozialen Empfindens, die zugleich für die in der kontemplativen Lebensweise liegenden Werte aufgeschlossen waren, sich zu einer Stellungnahme genötigt sahen. So konnte es geschehen, daß Leonardo Bruni, Staatsmann und Gelehrter in einer Person, urteilte, der sommo capitano stehe über dem sommo filosofo. Eine solch schroffe Äußerung aus dem Munde eines Humanisten gehört allerdings zu den Seltenheiten; allein auch Landino dachte zu sehr als Angehöriger eines straff organisierten Gemeinwesens, oder, wenn man so will, zu antik, als daß ihm der Widerspruch zwischen Bürgerpflicht und gelehrter Vereinzelung und Weltabgewandtheit entgangen wäre. Er sieht sich gezwungen, die betrachtende Lebensart, die ihm unbedingt als die vornehmere gilt, zu verteidigen, und findet schließlich die Lösung des Problems in einer Vereinigung der beiden Lebensarten, für die ihm Platos Herrscherphilosoph zum Sinnbild wird. Mit anderen Worten: die Renaissance überwindet hier wie auch sonst die Autorität des Aristoteles und der Scholastik, indem sie auf Plato zurückgreift.

Landino und die Scholastik

Es mag nun zunächst auffallend erscheinen, daß sich Landino im zweiten Buch, bei der Beantwortung der Frage des höchsten Gutes, ganz in den Bahnen des Thomas von Aquino bewegt. Allein es hieße falsch verallgemeinern — ein Fehler, in den man gerade der Renaissance gegenüber nur zu leicht verfällt —, wollte man die Abneigung gegen die Scholastik als *notwendigen* Zug in das Bild des Humanisten einzeichnen. Eine solche ist zweifellos, verdeckt oder offen, weithin vorhanden und schon bei Petrarca festzustellen; aber sie ist nicht die Regel. Auch waren es nicht immer weltanschauliche Gegensätze oder der Widerwille gegen abstrus scheinende Problemstellungen, die zu einer Ablehnung führten, sondern häufig genug rein formale

Gründe. „Die Scholastiker sind wackere Männer, aber vor ihren Schriften muß man sich wie vor einer Krankheit hüten[1]." Man wollte sich seinen Stil nicht verderben, im übrigen wußte man da und dort wohl, wieviel man den christlichen Philosophen als Bewahrern und Vermittlern antiken Bildungsgutes — auch abgesehen von Aristoteles — verdankte[2]. Soweit der Humanist fachphilosophisch gerichtet war, konnte er überhaupt das Sprach- und Begriffsmaterial der Scholastik nicht entbehren; für die immer komplizierter gewordene Denk- und Ausdrucksweise reichte Cicero bei weitem nicht mehr aus. Im besonderen versagten die Christliches mit Antikem verbindenden Kreise der Platonischen Akademie in Florenz den Scholastikern keineswegs ihre Achtung: Marsilio nennt in seiner Theologia Platonica Thomas den „Glanz der Theologie". Man hat neuerdings die Summa des Aquinaten wegen ihres Zurückgehens auf den echten Aristoteles als „die letzte geistige Großtat des Mittelalters und zugleich die erste Großtat der Renaissance" bezeichnet und in seiner Ethik „mit ihrem Ausgangspunkt von der natürlichen sittlichen Zielstrebigkeit des Menschen zu seiner Selbstvervollkommnung" etwas wie einen „christlichen Humanismus" gesehen.[3] Wie verfehlt es in der Tat wäre, zwischen Scholastik und Renaissance bzw. Humanismus grundsätzlich zu trennen, das zeigen auch die Camaldolensischen Gespräche. Landino hatte, so wie seine geistige Art war, keine weltanschaulichen Hemmungen zu überwinden und zudem mußten ihm die Thomistischen Kapitel, die er für sein Werk benützte, humanistisch gefärbt erscheinen. In der Frage der Lebensformen war ja die Beziehung zu Aristoteles und den neuplatonischen Denkern offensichtlich, neuplatonisch war die Lehre vom Übel als einem Mangel des Guten, und was das Problem des höchsten Gutes anlangt, so stellt Landino in freudiger Erregung fest, daß lange vor der christlichen Zeitrechnung schon Plato dieselbe Meinung

[1] Bei J. Freudenthal, L. Bruni als Philosoph. Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 1911, 1. Abt. S. 64 und 54. [2] M. Grabmann, Th. v. Aquin 1914, S. 47 sagt, daß die häufigen Klassikerzitate dem „von Thomas angezogenen Quellenmaterial sozusagen einen humanistischen Zug" verleihen. [3] A. Dempf, Die Hauptform mittelalterlicher Weltanschauung, 1925, S. 156 und 167f.

wie Thomas vertreten habe. Von der Kirche freilich ist in den Gesprächen nie die Rede; die sichtbare Gemeinschaft, innerhalb deren sich das irdische Leben abwickelt, ist für Landino, der im übrigen, nach dem Zeugnis seines Biographen, eine kirchliche Natur war, das Florentiner Gemeinwesen.

Die Antike Wenn Landino sich weithin die Gedankengänge des Thomas von Aquino zu eigen macht, so schließt er damit unmittelbar an eine lebendige Tradition an, in die er hineingeboren war. Anders ist der Fall gegenüber dem Altertum; hier konnte die Aneignung nur eine mittelbare sein. Was den Zugang zu ihm erschwerte, war nicht nur der zeitliche Abstand und der Unterschied der Sprache, sondern auch, und zwar an wichtigster Stelle, der Gegensatz der religiösen Weltanschauungen.

Für die religiös Gleichgültigen oder heidnisch Gesinnten unter den Humanisten, denen ihre Altertumsbegeisterung zur Religion wurde[1], gab es hier freilich kein Problem. Und auch für die anderen hätte es keines gegeben, wenn sie in der Antike lediglich eine Vermehrung des Stoffwissens oder formale Anregungen gesucht und gefunden hätten und nicht vielmehr die fruchtbaren Antriebe zu einem neuen, auf christlichem Fundament aufzubauenden Menschentum. Für sie gab es nur den einen Weg, das Andersartige auszuscheiden und alles, was irgend verwandt und assimilierbar erschien, sich einzugliedern. Wie die Renaissance unbedenklich antike Säulen in ihre Kirchen einbaute, so nahm sie auch auf gedanklichem Gebiet aus dem heidnischen Altertum herüber, was sich einigermaßen einfügte. Vor allem trug man in den Kreisen der Platonischen Akademie Stein um Stein zu der Brücke zusammen, die vom Christentum zum Griechentum hinüberführen sollte.

Unbegrenzte Möglichkeiten eröffneten sich dann, wenn man zu dem alten, bewährten Mittel der allegorischen Deutung griff, mit dessen Hilfe man ja sogar Dinge, die zunächst gar nichts miteinander zu tun hatten, in Beziehung setzen konnte. Landino, überall bestrebt, Christliches und Antikes in Einklang zu bringen, wendet diese Methode mit Vorliebe an. So wird ihm zuletzt die Aeneis zu einem scholastischen Bildungsroman und

[1] Wernle, Renaissance und Reformation, 1912, S. 26.

deren Dichter zu einem Propheten christlicher Weisheit. „Welch ein Mann, einzigartig in seiner Bedeutung und des Dichternamens wahrhaft würdig! Er, der, ohne Christ zu sein, dennoch lauter Lehren verkündet, welche die größte Ähnlichkeit mit der christlichen Heilswahrheit haben. Lies nur den Apostel Paulus! — Wo hat Paulus einen Gedanken in breiter Ausführlichkeit entwickelt, der sich nicht bei Vergil in poetischer Knappheit zusammengedrängt finden ließe!"

Allein man brauchte nicht immer hinter dem Wortsinn der Quellen einen Untersinn zu suchen, es genügte in einer Reihe von Fällen, daß man, um Zusammenhänge herstellen zu können, den Wortsinn, die Ausdrucksweise der Alten, richtig verstand. Sind nicht, so fragt sich Landino, ihre Dämonen und Götter dasselbe, was für uns die Engel sind? Ist nicht die „euthymia", die seelische Ausgeglichenheit, die Demokrit als höchstes Gut erklärt, wesensgleich mit dem „Frieden" der Heiligen Schrift? Und gab es nicht unter den Denkern des Altertums einen, bei dem die Verwandtschaft mit dem Christlichen mit Händen zu greifen war, Plato?

Plato

Es ist freilich nicht der historische Plato, der uns bei Landino entgegentritt. Für ihn wie für seine Gesinnungsgenossen war Plato ein Sammelbegriff, der alle die Weiterbildungen umschloß, die seine oftmals dichterisch dunkle und darum so überaus deutungsfähige Lehre seitens seiner Schüler, vor allem Plotins, erfahren hatte. Selbst Marsilio Ficino, der doch als Übersetzer und Erklärer des großen Atheners wahrlich zu den Quellen hinabgestiegen war, hat nicht den reinen Plato. Immerhin, er stellt in der Einleitung zu seiner Platonischen Theologie fest, daß die Philosophie Platos dem Christentum zwar am nächsten stehe, aber doch nicht christlich sei. Landino dagegen weiß von keinem Unterschied. Platos bzw. seiner Nachfolger Auffassung von der Seele, ihrem Verhältnis zum Leib, ihrer Unsterblichkeit, ihrer überragenden Stellung im Seienden, ferner die Annahme zweier Welten, einer niederen, irdischen, und einer höheren, eigentlichen, göttlichen Welt, zu der sich die Seele gemäß der ihr innewohnenden göttlichen Kraft aufschwingen kann und muß, um zur Schau des Ewigen und damit zur Selig-



keit zu gelangen, endlich die Lehre von der Hinordnung alles Geschöpflichen zu Gott: das war doch christlich, scholastisch, das war Geist vom eigenen Geiste. In Plato hat sich der Humanismus der Renaissance, soweit er ethisch, religiös, metaphysisch gerichtet war, am innigsten mit der Antike berührt; hier war in der Tat für eine Annäherung der beiden Kulturen die Stelle des geringsten Widerstandes. Das wird gerade an Landino deutlich. Er mochte in Vergil den großen Seherdichter verehren, in Cicero den unübertroffenen Sprachmeister und idealen Vertreter einer Vereinigung der beiden Lebensformen, und in Aristoteles den großen Systematiker und „Meister derer, die da wissen" bewundern: an den tiefsten Grund der Seele rührte nur einer, der nicht allein im Wissen, sondern vor allem im Schauen Meister war, der „göttliche" Plato.
Die Geschichte des antiken Gedankens ist auf weite Strecken die Geschichte eines fruchtbaren Irrtums. Aus mittelalterlicher Gebundenheit heraus bricht sich in der quellenmäßigen, wenn auch nicht historischen Erfassung der als wesensverwandt empfundenen höchsten Geister des Altertums, im besonderen Platos, etwas Neues Bahn, das freilich nur langsam in die volle Helle des Bewußtseins tritt: die Erkenntnis, daß „sich Gott in seiner Allmacht den Angehörigen aller Philosophenschulen und Bekenntnisse habe offenbaren wollen"[1], das heißt, daß das Göttliche immer und überall als das große Eine vorhanden und wirksam ist, so vielfältig auch seine Erscheinungsformen sein mögen. Wenn irgendwo die Renaissance produktiv war, so war sie es hier.

Zusammenfassung

Plato und Thomas von Aquino, Antike und Christentum, das sind die beiden Elemente, aus denen sich Landinos Weltbild zusammenfügt. Daß dies im Grunde Gegenpole sind, daß hier Spannungen bestehen, die sich nicht aus der Welt schaffen lassen, das zu sehen lag nicht in der geistigen Art des Verfassers der Camaldolensischen Gespräche. Wie er als Mensch von konzilianter Natur und allem Gegensätzlichen abhold war, so ist er auch als Gelehrter immer und überall bestrebt, auszugleichen

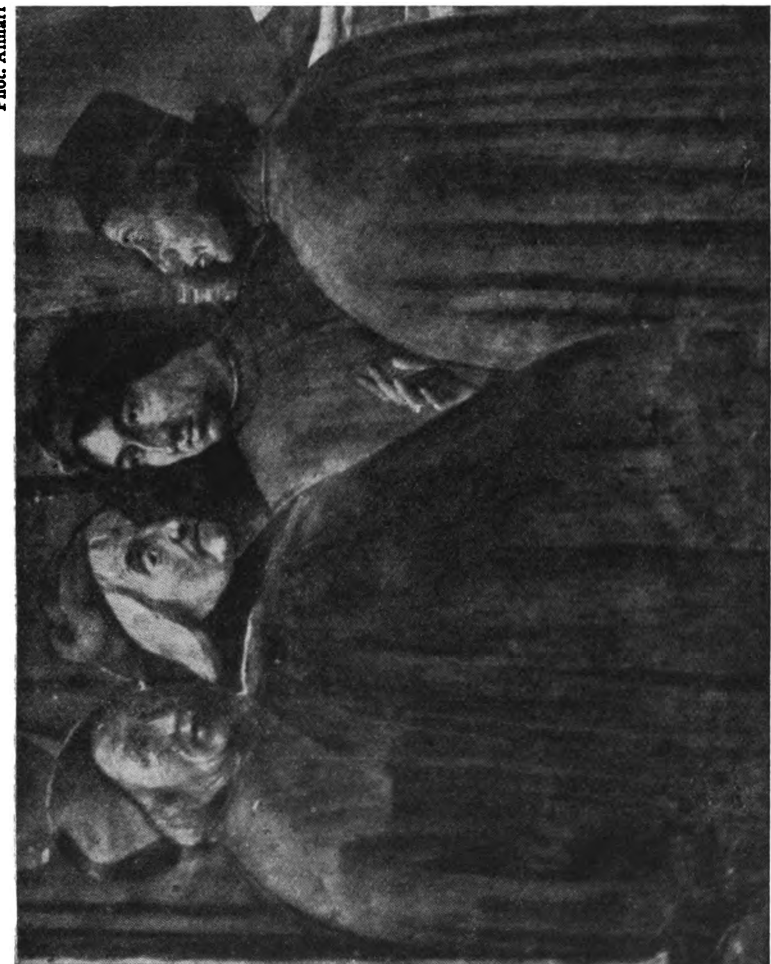
[1] Coluccio Salutati, Epist. I, 302 (Novati), bei Gelegenheit der Frage, warum sich bei Vergil so viel Christliches finde.

und zu vermitteln. Von einer grundsätzlichen Scheidung zwischen Aristotelikern und Platonikern, zwei sich bekämpfenden Hauptrichtungen der damaligen Philosophie, will er nichts wissen; er zieht Vertreter der beiden Gruppen zu seinen Gesprächen bei und bemerkt ausdrücklich, daß weder jenen die Akademie, noch diesen das Lykeion verschlossen sei. In der Frage der Lebensform verkennt er den strukturellen Unterschied zwischen dem theoretischen Menschen und dem Machttypus: er begründet auf der gelegentlichen Möglichkeit einer Vereinigung der beiden Wesensrichtungen — ob sie eine wirkliche Synthese sein kann, ist eine andere Frage — eine allgemein zu stellende Forderung. Er ist nicht der Mann der gedanklichen Strenge, der scharf unterscheidenden Analyse; subtileren Problemstellungen, wie der, ob beim Zustandekommen der Glückseligkeit Intellekt oder Wille den Ausschlag geben, steht er im Grunde fern. So geht denn auch Rationales und Irrationales friedlich zusammen: auf der einen Seite finden wir eine ungemeine Hochachtung vor Vernunft und Wissenschaft, die sich bis zur Überschätzung des Rationalen in Dingen der Sittlichkeit steigert, und auf der anderen Seite gipfelt doch alles in der als höchster Wert erlebten mystischen Schau der göttlichen Wesenheit. Wir finden hier einen diesseitsfrohen Optimismus, für den alles Seiende gut und das Übel nur ein Mangel des Guten ist, und dort die Gewißheit, daß unser Glück nicht von dieser Welt ist; hier den humanistischen Glauben an die Kraft und Würde des Menschen und dort die Klage über die Nichtigkeit alles Irdischen. Landino hat, auch unter diesem Gesichtswinkel gesehen, recht, wenn er — vielleicht entschuldigend — sagt, daß die Gespräche „sich aus vielen und verschiedenartigen Bestandteilen zusammensetzen sollen“. Die Camaldolensischen Disputationen sind ein Werk des Nebeneinander, des Synkretismus und der Konkordanz, sie sind, wie so manche Hervorbringung der Renaissance, schwer beladen mit Bildungsgut jeder Art, und doch weht es uns wie ein frischer Hauch von Jugend und Schönheit und ursprünglichem Erleben entgegen, sobald von der Antike, von Plato die Rede ist.
Versucht man die vielen, oftmals sich widersprechenden Ten-



denzen der Frührenaissance auf einen Nenner zu bringen, so kann man vielleicht sagen, es sei in ihnen allen jene dunkle, so überaus wandlungsfähige Macht des Irrationalen wirksam, die, aus langer Erstarrung sich lösend und die Geister aufs tiefste erregend, ein neues, durchaus irrationales Lebensgefühl schafft. Dieses Lebensgefühl sucht und findet, je nach der Struktur derer, die von ihm getragen werden, die verschiedensten Ausdrucksformen; es äußert sich nicht zuletzt in der Sehnsucht nach religiöser Erneuerung und in dem Willen zur Schönheit. Wenn dies, wie man gesagt hat, die Haupttendenzen der Zeit sind, so versteht man erst ganz die Bedeutung, die gerade Plato im Quattrocento gewinnen mußte. Denn in ihm, für den die Liebe zur sichtbaren Schönheit eine Vorform der Liebe zum Göttlichen ist, erfüllte sich beides, und so wurde Plato geradezu zum Symbol des neuen Lebensgefühls, aus dem heraus Marsilio Ficino sagen konnte: „Wir lieben nunmehr Gott in seiner Schönheit, wie wir ihn schon lange in seiner Güte geliebt haben."

Phot. Alinari



CRISTOFORO LANDINO

AUSSCHNITT AUS „ZACHARIAS IM TEMPEL“ VON GHIRLANDAJO. FLORENZ, SANTA MARIA NOVELLA

DER CAMALDOLENSISCHEN GESPRÄCHE DES CRISTOFORO LANDINO

ERSTES BUCH

ÜBER DAS BESCHAULICHE UND TÄTIGE LEBEN

An den Erlauchten Federigo von Urbino

Unter den vielen und so ganz verschiedenartigen Bestrebungen, denen sich, Erlauchter FEDERIGO, das Menschengeschlecht hingibt, finden vornehmlich die auf Erforschung jenes letzten, von den Griechen ‚telos' genannten Ziels aller Dinge gerichteten den Beifall aller auch nur einigermaßen Einsichtigen; im Urteil der weisesten Männer erscheinen sie sogar als die vorzüglichsten. Hätte uns nicht der erhabene Gott ein solch klar umschriebenes Ziel im voraus bestimmt, das uns, wenn wir gleichsam das Ende der Bahn erreicht haben, ein sicheres und friedliches Ausruhen ermöglicht, so könnte ich mir nichts Beklagenswerteres denken als das Los der Menschen. Wenn alle anderen Wesen, mögen sie nun beseelt oder unbeseelt sein, von der Natur mit einem letzten Zweck ausgestattet worden sind und mit Recht glückselig genannt werden, wenn sie diesen erfüllen: würden wir es da nicht für die größte Unbill halten, wenn einzig und allein der Mensch nirgends darüber Klarheit gewinnen könnte, wohin er seine schweren, unendlichen Mühen, wohin er alle Gedanken, wohin er endlich den Lauf seines gesamten Lebens richten soll. Nein, gleichwie den Schützen in der Ferne eine Zielscheibe aufgestellt ist, auf die sie hinhalten und ihre Pfeile abschießen, so hat die nie und nimmer versagende Natur auch in den Menschen einen letzten Zweck, wie ich ihn genannt habe, hineingelegt. Wer diesen außer acht läßt, der wird immer unglücklich sein; wenn wir aber unseren ganzen Lebensplan auf ihn einstellen, so wird uns das höchste Maß von Glückseligkeit zuteil werden. Ließe sich daher etwas Törichteres denken als uns Menschen, die wir wertlosen und oftmals schädlichen Dingen zulieb uns in so unablässiger Tätigkeit aufreiben, so unsägliche Mühsale erdulden, in so offenbare Gefahren rennen und dabei auf *die* Dinge nicht die kleinste Sorge verwenden, mit deren Hilfe wir uns allein sowohl gegen die vielen Angriffe des Schicksals wappnen, als auch den Unterschied zwischen jenen eitlen und wesenlosen und diesen bleibenden, wirklichen und wahren Gütern zu erkennen vermögen?

Diese Überlegung habe ich oftmals bei mir angestellt und so schien es mir nicht ohne Nutzen zu sein, wenn ich aus meiner Erinnerung die von den beiden dem Menschen eigentümlichen Lebensarten sowie von dem höchsten Gut und größten Übel handelnden Gespräche des LEO BATTISTA ALBERTI veröffentlichte, eines Mannes, der wie keiner unter allen den Gelehrten, die mir jemals begegnet sind, in jedem Wissensgebiet zu Hause war und durch vollendete Eloquenz sich auszeichnete. Wie ich nun aber meinem Buche Glanz und Ansehen verleihen wollte durch das Vorbild eines Herrschers, der unter allen, die unser Zeitalter hervorgebracht hat, in den beiden genannten Lebensarten sich den größten Ruhm erwürbe, da habe ich, obschon ich ganz Italien oft und lange mit dem Auge des Geistes durchforschte, keinen gefunden, der dir, Erlauchter FEDERIGO, an die Seite zu stellen wäre. Denn alle, soweit sie über das Mittelmaß herausragten, haben sich entweder der Gesellschaft und dem Staate zugewandt und so durch klugen Rat und richtiges Handeln sich und anderen genützt, oder sie haben, wenn ihr Geist auf Höheres gerichtet war, die weltlichen Sorgen beiseite gelassen und sich zur Betrachtung der göttlichen Dinge erhoben: du aber bist der einzige, in dem wir beide Lebensarten vereinigt sehen.

Federigos Tätigkeit im Frieden

Es ist dir nun bekannt, daß die Philosophen, die über das gesellschaftliche und staatsbürgerliche Leben geschrieben haben, den ganzen Gegenstand in Bestrebungen des Krieges und Friedens einteilen und nachzuweisen suchen, daß dieser um seiner selbst willen begehrt werden müsse, während jener nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck sei. Ist dir nun jemals eine der Tugenden ferngeblieben, die von allem Anfang an die Eintracht der Bürger und die Ruhe des Gemeinwesens auf die sicherste Grundlage zu stellen und zu erhalten geeignet sind, der Tugenden, die zugleich die beste Gewähr dafür bieten, daß wir uns nicht durch eigene Schuld den Haß, den Neid oder die Mißachtung auswärtiger Fürsten oder Völker zuziehen? Wenn ich mich erinnere, wie göttlich die Weisheit ist, mit der du als Herrscher immer gewaltet hast, wie groß der Gerechtigkeitssinn war, den du dabei an den Tag legtest, wie hoch du immer

die Treue geschätzt und wie nachdrücklich du sie von allen den Deinen gefordert hast, wenn endlich ganz von selbst eine Fülle von Beispielen sich darbietet, auf Grund derer deine tiefe Frömmigkeit, deine großmütige Freigebigkeit und deine eines vollkommenen Herrschers würdige Milde in ganz Italien aufs rühmlichste bekannt ist, — so nehme ich keinen Anstand, dich als einen zweiten Numa zu feiern.

Kriegerische Tätigkeit

Was aber das Kriegswesen anlangt: wo gibt es eine Fähigkeit, wie sie die Menschen entweder als ein Geschenk der Natur sich wünschen können oder durch Fleiß, Geschicklichkeit, Erfahrung und Übung sich anzueignen vermögen, und die bei dir nicht in vollkommener Weise ausgebildet wäre? Fürwahr als etwas Wunderbares und, wie die Geschichte aller Zeiten lehrt, ganz Seltenes muß ich es in Übereinstimmung mit der Auffassung aller Völker bezeichnen, wenn sich ein Mann findet, der sich in so vielen, großen, mannigfachen und so schwer erreichbaren Tugenden auszeichnet, daß man ihm in der äußersten Gefahr, wenn Ehre und Ansehen des Staates, wenn die Freiheit, das Wohl der Allgemeinheit, wenn Leib und Leben auf dem Spiele stehen, ruhig den Oberbefehl über die gesamten Streitkräfte in die Hände legen kann! Was soll ich nun in dieser Hinsicht von dir sagen? Daß ich als Schmeichler erscheinen würde, brauche ich ja nicht zu befürchten. Denn die Taten, von denen ich zu melden habe, sind nicht nur in ganz Italien bekannt und gepriesen, sie haben auch die Bewunderung vieler auswärtiger Völker und Staaten erregt. Doch wie sollte ich nun imstande sein, diese deine Taten im engen Rahmen einer Vorrede zusammenzudrängen, sie, die nicht einmal auf dem weiten Felde der geschichtlichen Darstellung eine ihrer Würdigkeit entsprechende Behandlung finden könnten! Unser Zeitalter hat infolge der gewaltigen Feuersbrunst der Kriege, die lange fast überall gewütet hat, hochberühmte Heerführer hervorgebracht, mit denen du verschiedentlich die Waffen kreuzen mußtest. War nicht, um nur einige zu nennen, über Jacopo Piccinino aller Meinung die, daß bei ihm die Schnelligkeit und Schlauheit seines Vaters[1] durch ein größeres Maß von Besonnenheit ergänzt wurde, ohne daß er dabei weniger Wagemut gezeigt hätte? Und wahrlich, in jenem

Kriege, in dem um die Krone von Apulien mit solch leidenschaftlicher Erbitterung gekämpft wurde, hat er sich so wacker gehalten, daß ich außer dir niemand nennen könnte, der ihn, nicht etwa infolge der Gunst des Glücks, sondern durch überlegene Kriegskunst bezwungen hätte. In ewigem Haß war Sigismondo Malatesta gegen dich entbrannt und die Feindschaft hatte solche Formen angenommen, daß man den Eindruck gewann, es gäbe für den Schwächeren nur noch bedingungslose Unterwerfung oder den sicheren Untergang. Es war ein Wettkampf, der die Blicke ganz Italiens auf sich gezogen hatte, und obwohl angesichts der Ungleichheit in Sitte und Lebensgewohnheiten der beiden Gegner die überwiegende Mehrheit dir den Sieg wünschte, schien doch der Ausgang der Sache allen zweifelhaft zu sein. Hieß es doch, Malatesta habe Gold in Hülle und Fülle; ein tüchtiges Heer stand auf alle Fälle hinter ihm, wie ihm ja auch seine bedeutenden kriegerischen Fähigkeiten und seine langjährige Erfahrung den Ruf eines hervorragenden Feldherrn eingetragen hatten. Was nun aber dich anbelangt, möchte ich, obwohl es sich um Tatsachen handelt, nichts weiter sagen, damit es nicht aussieht, als wollte ich jenen jetzt, wo er nicht mehr unter den Lebenden weilt und sich nicht mehr wehren kann, verächtlich machen. Das eine jedoch muß Freund und Feind zugeben, daß du als der Beleidigte ungern zu den Waffen gegriffen hast und daß du um einer gerechten Sache willen mit großer Umsicht den Kampf begonnen, mit noch größerem Mut ihn durchgeführt und endlich den Sieg in der mildesten Weise genützt hast, woraus denn auch allen deutlich wurde, daß du, der du im Krieg immer eine maßvolle Ruhe bewahrtest, nichts als den Frieden wolltest. Hast du doch den beiden Söhnen deines Feindes, die in deine Gewalt gekommen waren, nicht nur in ausführlicher Rede Mut und Hoffnung gemacht, sondern sie auch durch reiche Geschenke geehrt und durch alle möglichen Zusicherungen getröstet und sodann freigelassen, ohne daß ihnen etwas geschehen wäre. Ja den einen, den älteren, hast du nach dem Ableben seines Vaters so in dein Herz geschlossen, daß du ihn zum Schwiegersohn nahmst und dich persönlich dafür einsetztest, daß alles, was von seinem

väterlichen Herrschaftsgebiet noch übrig war, ihm erhalten blieb. Mit welcher Klugheit, mit welcher hervorragenden Kühnheit hast du weiterhin Rimini von gefährlicher Belagerung befreit und die stärkste feindliche Truppenmacht so vollständig überwunden, daß der größte Teil der Soldaten mitsamt den Feldzeichen gefangen genommen wurde und der ganze Troß in deine Hände fiel! Damals war es auch, als der durch viele Kriege berühmte Alessandro Sforza und Napoleone Orsini, hochgepriesen unter den Condottieri, nach langem, mannhaftem Widerstand schließlich verwundet wurden und ihr Heil in der Flucht suchen mußten. Doch das ist nur weniges von vielem. Noch ist ja in unserer Zeit die Erinnerung daran lebendig, in wie vielen und der Beschaffenheit des Geländes nach ganz verschiedenen Gegenden du mit allen möglichen Feinden handgemein geworden bist, welch mächtige Städte du belagert und wie viele du aus feindlicher Umklammerung befreit hast. Wo hast du es dabei jemals an kluger Voraussicht oder an entschlossenem Handeln fehlen lassen? Wo haben jemals Fabius Maximus oder die beiden Cato oder Sertorius, wo ferner, um auch Ausländer zu nennen, Hannibal oder Mithridates, deren kriegerische Tüchtigkeit aufs höchste gerühmt wird, schlaue Anschläge gegen den Feind ersonnen, auf die du während deiner Feldherrntätigkeit nicht auch gekommen wärst? Zum größten Lob aber hat es, wie wir sehen, den Heerführern gereicht, wenn sie bei der Durchführung ihrer Aufgaben Ausdauer im Ertragen von Strapazen zeigten und zu gleicher Zeit die Pflichten eines Oberbefehlshabers wie die eines wackeren Soldaten erfüllten, so wie, um nur einige zu nennen, der Römer C. Marius und der Numider Jugurtha geschildert werden. Körperliche Kraft und Leistungsfähigkeit eines Führers, daran zweifelt niemand, haben es schon oftmals bewirkt, daß eine bereits völlig verlorene Sache wiederhergestellt wurde. So lesen wir, daß sowohl J. Cäsar als auch jene Scipionen, die nach ruhmvollen Taten in Spanien den Heldentod gestorben sind, ebenso wie M. Marcellus und bei den Griechen der Spartaner Leonidas, der Athener Themistokles und der Thebaner Epaminondas, durch ihr Beispiel und dadurch, daß sie allen voran sich den Gefahren entgegenwarfen, ihre Truppen

zu Leistungen brachten, die sie zuvor weder durch Bitten noch durch Drohungen noch durch irgendeine Art von Ansprachen aus ihnen herauszuholen vermocht hatten. Daß du die Eigenschaften des Feldherrn und Soldaten in dir vereinigst, das geben nicht nur deine Freunde der Wahrheit gemäß zu, sondern sogar deine Feinde müssen dies, wenn auch ungern, anerkennen.

Wissenschaftliche Muße

Doch wohin bin ich geraten? Es lag keineswegs in meiner Absicht, jetzt deinen Ruhm zu verkünden, denn dazu würde ich mehr Zeit und größerer Sammlung benötigen. Also genug von deinen Taten! Was aber den der Muße und der Beschäftigung mit den Wissenschaften zugewandten Teil des Lebens betrifft, wer wüßte da nicht, daß du von Kindesbeinen an hier ganz zu Hause bist! Und darum warst du auch späterhin, als du die für die Jugend bestimmten Kenntnisse mit brennendem Eifer und ohne dich durch andere Dinge ablenken zu lassen in dich aufgenommen hattest, nie so sehr mit Geschäften überhäuft, daß du nicht täglich doch noch Zeit erübrigt hättest, um allerlei gelehrten Studien nachzugehen. Du hast es zunächst einmal in der Erklärung der Dichter zu einer großen Fertigkeit gebracht und dich mit allen Denkmälern der Geschichte vertraut gemacht. Du hast sodann die Regeln der Redekunst nicht nur eingehend studiert, sondern dich auch eifrig in ihrer Anwendung geübt, und schließlich hast du dich ganz auf die Philosophie verlegt. Und wie nach dem, was du gelesen, Alexander der Große den Aristoteles, Scipio Africanus den Stoiker Panaitios und viele andere der größten Heerführer die gelehrtesten Männer sich zu Lehrern nahmen, so hast auch du, ihrem Beispiel folgend, beständig in freigebigster und ruhmvollster Weise einen Kreis von Männern, die in allen Zweigen der gelehrten Bildung sich hervortun, um dich versammelt. Ob du zu Hause bist oder auf der Reise oder im Felde: immer bist du von einer großen Schar von Männern umgeben, die in gelehrter, feinsinniger und geistvoller Weise über die höchsten Fragen zu reden imstande sind, so daß man auch im Lärm und Getümmel gewaltiger Kriege immer die Stimmen von Disputierenden hören kann. Und so wird es denn niemand verwunderlich erscheinen, wenn dich alle Welt nicht nur als den im Frieden Gerechtesten, im

Kriege Tapfersten und hier wie dort Weisesten preist, sondern auch auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Muße dich an erster Stelle nennt. Wem also hätte ich mit größerem Recht ein Buch, in dem über die beiden Arten der Lebensführung gehandelt wird, widmen sollen als dir, der du dich in beiden betätigst und in beiden Ruhm erwirbst!
Aber um nun möglichst bald BATTISTA selbst zu Wort kommen zu lassen, vernimm zuerst in aller Kürze, wie dieses Gespräch zustande gekommen ist.

Anlaß des Gesprächs

Als ich mich mit meinem Bruder PIERO[2], um der Hitze zu entfliehen und den Geist auszuspannen, auf unser Landgut im Casentino begeben hatte, da beschlossen wir, tags darauf in das Waldtal von Camaldoli hinaufzusteigen, das dir und ganz Italien als eine Stätte alter Frömmigkeit wohl bekannt ist. Wenn der Hundsstern heftig wütet, „Krankheit und Fieber den Sterblichen bringend", wie es bei Homer heißt[3], so gewährt dort eine frühlingsmäßige und sehr gesunde Luft die angenehmste Erfrischung. Nachdem wir nun zuerst zu den Koenobiten[4] und von da zu den Eremiten — um mich der griechischen Ausdrücke zu bedienen — gekommen waren, erfuhren wir, daß kurz vor uns LORENZO DE' MEDICI mit seinem Bruder GIULIANO[5] gleichfalls eingetroffen sei, begleitet von ALAMANNO RINUCCINI, PIERO und DONATO ACCIAIUOLI, MARCO PARENTI und ANTONIO CANIGILANI, lauter Männer von bedeutender wissenschaftlicher Bildung, die durch ein von früher Jugend an betriebenes eingehendes Studium und durch langjährige Übung sich Kraft und Fülle der Rede erworben hatten und sodann in unablässiger, ernster Arbeit tief in die Philosophie eingedrungen waren[6]. Wir begaben uns also geradeswegs zu der Zelle, in welcher sie, müde von der Beschwer des Weges, ausruhten, und fanden sie dort. Wie sie uns nun so ganz unvermutet erblickten, sprangen sie in freudiger Überraschung alsbald auf, und nachdem wir die beim Wiedersehen von nahen Freunden üblichen Worte gewechselt hatten, meinte LORENZO: „LANDINO, nichts Erwünschteres konnte uns begegnen, als daß du dich bei uns in dieser Abgeschiedenheit einfindest. Wir

haben uns nämlich, da ja gegenwärtig alles in der sengenden Hitze verschmachtet, vor den Sorgen und dem Ärger der Stadt auf ein paar Tage in diese liebliche Landschaft geflüchtet, um die erfrischende Bergluft zu genießen und unserem Geist irgendwelche Anregung zu geben: wenn ich nun dich noch zu diesen Philosophen geselle, so kann es uns, denke ich, an keinerlei Art von Kurzweil und Ergötzung fehlen."

Schon hatte ich angefangen zu antworten, als meine Rede plötzlich unterbrochen wurde. Es lief nämlich die Nachricht von der baldigen Ankunft des LEO BATTISTA ALBERTI ein. Von Rom zurückkehrend hatte er in Figline — an der Straße nach Arezzo — bei MARSILIO FICINO vorgesprochen, der unter den heutigen Platonikern unstreitig den ersten Rang behauptet, und die beiden waren dann übereingekommen, nicht nach Florenz zu gehen, sondern das Ende der Hundstage im Casentinischen Waldtal abzuwarten. Sie hatten, so hieß es, bereits das Kloster erreicht und stiegen, nachdem sie ihre Pferde abgegeben, langsamen Schrittes zu uns herauf, mit ihnen MARIOTTO, der Abt von Camaldoli, ein Mann von erprobter Gottesfurcht und Gelehrsamkeit. Diese Nachricht erfüllte uns alle mit unverhoffter Freude. Wir konnten es kaum erwarten, die Ankömmlinge zu sehen und zu sprechen; wir gingen ihnen daher entgegen, trafen und begrüßten sie. Den Rest des Tages — denn schon neigte sich die Sonne zum Untergang — verbrachten wir im Gespräch mit BATTISTA. Hat es doch in Jahrhunderten niemand gegeben, der eine solche echt menschliche und zugleich feine Bildung in dieser vollkommenen Ausprägung besessen hätte. Über seine Gelehrsamkeit brauche ich kein Wort zu verlieren, da es unter den Wissensbezirken, die zu betreten dem Menschen erlaubt ist, überhaupt keinen gibt, in dem er nicht völlig heimisch gewesen wäre.

Als wir nun am folgenden Tag uns alle erhoben und die Messe gehört hatten, beschlossen wir, der Erholung und Ergötzung halber durch den oberen Wald, der sich bis zum Kamme des Gebirges erstreckt, hinaufzusteigen, und gelangten so langsam an einen Ort, wo auf blumiger Wiese ein klarer Quell von den weit ausgebreiteten Zweigen einer mächtigen Buche beschattet wurde.

„Meine wackeren Freunde," sagte nunmehr BATTISTA, „der Baum hier und das mit lieblichem Murmeln aus der Quelle rieselnde Wasser rufen euch die Platane und das Bächlein des Sokrates vor die Seele [7]. Und diese Rasenbänke in der Runde, welche die Natur angelegt und die Hand der Hirten hergerichtet hat, laden zum Sitzen ein, so daß wir uns nach dem steilen Anstieg behaglich ausruhen können." Nachdem wir uns hierauf niedergelassen hatten, fuhr er fort: „Für vollkommen glücklich halte ich *die* Menschen, die ihren Geist durch die Wissenschaften ausgebildet haben und sich, wenn auch nicht immer, so doch des öfteren von ihren amtlichen und häuslichen Sorgen losmachen oder sie auf eine andere Zeit verschieben, um die Einsamkeit aufzusuchen. Ruht ja doch auch, wie unsere Theologen sagen, Martha von den Stürmen, denen sie dauernd ausgesetzt ist, bei Maria aus, als einem stillen und sicheren Port, von dessen hochragenden Klippen sie wie von erhabener Warte nicht nur auf Länder und Meere hinabschaut, sondern mit weit größerem Eifer den Blick hinauf zu den Himmeln richtet, und, getragen von jenen Flügeln Platos, wie ein zweiter Zeus die ganze obere Welt umschwebt [8]. Wenn nun Männer von wissenschaftlicher Bildung sich oftmals in der genannten Weise sammeln sollen, so müßt ihr, LORENZO und GIULIANO, billigerweise dies erst recht tun. Denn ihr seht, daß infolge der zunehmenden Kränklichkeit eures Vaters die ganze Last des Staatswesens bald auf euren Schultern ruhen wird. Deine Fähigkeiten, LORENZO, liegen nun freilich offen zutage und man muß es mehr als etwas Göttliches denn als etwas Menschliches bewundern, daß es für dich in deinen jungen Jahren keine noch so große oder schwierige Aufgabe gibt, die du nicht mit der Klugheit eines Mannes erfassen und mit unbesiegbarer Tatkraft in Angriff nehmen würdest. Du stehst in einem Alter, das erfahrungsgemäß fortgesetzt von allen erdenklichen Leidenschaften beunruhigt wird, du befindest dich in einer Stellung und in Verhältnissen, die dir alle Freiheiten gestatten, einer Stellung, in der wir oftmals bedeutende, durch langjährige Erfahrung und hervorragende Eigenschaften ausgezeichnete Männer von der sicheren Bahn abtreiben sehen. Obschon du nun

trotz alledem dich immer in den Grenzen der Mäßigung gehalten hast, ist es doch nach meinem Dafürhalten für dich und den Staat von größter Wichtigkeit, daß du, der du bald die Leitung der Staatsgeschäfte übernehmen wirst oder vielmehr zum großen Teil schon übernommen hast, alle von amtlichen Pflichten freie Zeit darauf verwendest, fern vom Gewühl der Stadt allein oder noch besser im Gespräch mit solchen gelehrten und dir zugleich wohlgesinnten Männern zu forschen und zu untersuchen, wodurch unser Geist zur Erkenntnis seines göttlichen Ursprungs gelangt. Denn niemand wird sich oder den Staat richtig leiten können, der nicht zuvor seine Seele sowohl durch die sittlichen Tugenden von jeglichem Makel des Körperlichen befreit, als auch durch die zur Erkenntnis der höchsten Dinge führenden spekulativen Tugenden sie gereinigt und so erleuchtet hat, daß er klar sieht, was er selbst ist, was die anderen Menschen sind und zu welchem Ende uns der höchste Gott geschaffen hat. Diese Erwägung hat, glaube ich, den göttlichen Plato bewogen, daß er, obwohl er in den meisten Fragen nichts als ganz sicher hinzustellen wagt, doch dies eine, wie mir scheint, außer allem Zweifel läßt, daß ein Staat erst dann in einem glücklichen Zustande sich befindet, wenn entweder die Philosophen herrschen oder die Herrscher sich der Philosophie zugewandt haben [9]. Fahrt daher nur so fort, ihr wackeren Jünglinge! Dank der sorgfältigen Erziehung, die euch euer Vater und euer Großvater angedeihen ließ, seid ihr ja von Kind auf so mit den Wissenschaften vertraut, als ob ihr sie mit der Muttermilch eingesogen hättet. Auch seid ihr schon so weit in ihnen vorgedrungen, daß euch eure Mühe keinesfalls zu reuen braucht. Endlich ist an euch ein scharfer Verstand und ein reifes Urteil zu beobachten — ein Geschenk der Natur nicht weniger als ein Ergebnis eurer unablässigen Arbeit. Und so wird es euch denn ein Leichtes sein, das Ziel eures Strebens zu erreichen."

„Um auch für meinen Bruder zu antworten," erwiderte LORENZO — „du gibst uns weise und wahrhaft väterliche Ermahnungen. Damit du nun siehst, wieviel du mir giltst, möchte ich dich bitten, nachdem du einmal der auf die Erforschung der

großen Fragen gerichteten Lebensart Erwähnung getan hast, fortzufahren und, um meine und meines Bruders große Wißbegier zu befriedigen, den ganzen Gegenstand ausführlicher zu erörtern. Jede Art menschlicher Handlungen, mögen sie nun die Ausbildung der eigenen Person oder die Sorge für Vermögen und Familie oder endlich die Betätigung im öffentlichen Dienste betreffen, hat ja zur Richtschnur die Tugenden, die wir als sittliche zu bezeichnen pflegen und die wir vor allem durch Übung und Gewöhnung erlangen. Obwohl mir nun die diesbezüglichen Anschauungen Platos, wie ich sie aus dem Munde MARSILIOS, des hervorragendsten Kenners dieses großen Philosophen, gehört habe, zuverlässiger als jeder Orakelspruch zu sein scheinen, so brenne ich doch darauf, zu erfahren, zu welcher Auffassung *du* im Anschluß an Plato in der Frage, was der Staatsmann von den Philosophen zu lernen hat, gekommen bist. Da du nun für derartige Anfragen immer sehr zugänglich bist, so mußt du auch heute, wie es deinem Wesen und deiner Gepflogenheit entspricht, dich erbitten lassen, zumal die anmutige Umgebung, die Stunde des Tages und das erfrischende Lüftchen dies nicht nur nahelegen, sondern geradezu fordern, und das Murmeln des rieselnden Baches ebenso wie der melodische Gesang der Vögel noch verführerischer dazu einladen.“
Als LORENZO geendet hatte und wir alle voll Bewunderung für den Jüngling lebhaft beistimmten, gab BATTISTA mit leisem Lächeln zur Antwort: „Ich wollte, du schätztest mich geringer ein und zeigtest nicht so geschwind, welch hohe Meinung du von mir hast. Handelt es sich doch um eine Angelegenheit, die eine viel eingehendere Untersuchung voraussetzt, als wir sie hier in unserer Sommerfrische anstellen können, welche ja mehr der Erholung als gelehrten Gesprächen dienen soll. Die Frage ist, wie gesagt, sehr verwickelt und derart, daß sie auch von den gelehrtesten Männern nicht aus dem Stegreif und von weniger gelehrten, zu denen ich mich rechnen möchte, kaum nach langer Vorbereitung behandelt werden kann. Doch wie könnte ich es übers Herz bringen, deiner Jugend etwas abzuschlagen! Auch einer, der dir ferner stünde und schwerer zugänglich wäre, müßte einer solch glühenden Wißbegier gegen-

über sich für überwunden erklären. Und fürwahr, da ich aus dem Munde der vielen, die mich täglich in Rom aufsuchen, immer wieder bestätigt höre, daß du schon lange gesonnen bist, alle, die sich in irgend einem Wissenszweig hervortun, durch Ehrungen und Geschenke jeder Art auszuzeichnen, und daß auch schon viele deine Hilfsbereitschaft und Freigebigkeit erfahren haben, so würde ich nicht nur den Vorwurf der Unhöflichkeit, sondern auch den der Undankbarkeit auf mich laden, wenn ich einem, der sich um Männer von wissenschaftlicher Bildung so verdient gemacht hat, etwas abschlagen würde. Dazu kommt, daß ich dich eben erst zu solchen Gesprächen ermahnt habe und daher meine Pflicht als Mensch und Freund vernachlässigen würde, wenn ich deinem edlen Streben mich versagte. Ich will also an die Aufgabe herangehen, weniger in der Hoffnung auf Erfolg als aus Scheu vor einer Absage. Lieber will ich, indem ich dir willfahre, mir vor diesen Gelehrten hier eine Blöße geben, als daß ich, wenn ich es nicht tue, mich unliebenswürdig schelten lasse. Und weil du mich nach den beiden Lebensformen gefragt hast, so möchte ich über sie in der Weise sprechen, daß ich zunächst jede für sich behandle und dann die beiden miteinander vergleiche. Und obschon ich nun für dieses unser irdisches Leben eine Vereinigung beider erst als den Gipfel der Vollkommenheit ansehe, soll doch zunächst einmal klar werden, welche Lebensführung den Vorzug verdient. Doch damit in Gegenwart so weiser Männer, der Weise seine Weisheit zeige'[10], will ich also beginnen.

Battista beginnt Daß die Seele das Prinzip der Lebenserscheinungen ist, lediglich infolge der Tatsache ihrer Existenz, weisen nicht nur die Gelehrten mit klaren Gründen überzeugend nach: jeder, der gesunden Menschenverstand hat, kann das mit Händen greifen. Wenn wir jedoch entweder auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Lebens in kluger, gerechter, tapferer, besonnener Weise tätig sind, oder wenn wir, indem wir den Geist von den Sinnen trennen, den Blick zur Betrachtung der göttlichen und ewigen Dinge erheben, dann sagen wir, daß die Seele dazu imstande ist nicht infolge ihrer Existenz als solcher, sondern weil sie die Fähigkeit hat, die dazu nötigen Kräfte zu erlangen. Da uns nun

die Natur einerseits zur richtigen Tätigkeit und andererseits zur Erforschung der Wahrheit bestimmt hat, so kamen die Gelehrten auf den Gedanken, entsprechend diesen beiden menschlichen Betätigungsweisen, zwei Lebensarten zu unterscheiden."

Zwei Lebensarten

„Schön," erwiderte LORENZO. „Allein wenn ich nun gefragt würde, ob die menschliche Seele außer den von dir genannten nicht noch andere Obliegenheiten zu erfüllen habe, so würde ich doch sagen, sie hat solche, und zwar eine ganze Menge."

„Allerdings hat die Seele, solange sie im Körper weilt, sehr viele Obliegenheiten zu erfüllen", fuhr BATTISTA fort. „Aber es ist dir nicht verborgen, daß wir bei der Erforschung des menschlichen Lebens nur *die* Erscheinungen im Auge haben, die dem Menschen allein eigentümlich sind, sonst aber bei keinem Geschöpf sich finden. Als das einem Geschöpf Eigentümliche werden wir aber doch etwas bezeichnen, wozu es vor allem hinneigt. Denn das Leben eines Lebewesens ist, wie man gesagt hat, durch das bedingt, was ihm eigentümlich ist und zu dem es von selbst hinstrebt. Treten wir dieser Auffassung bei, so werden wir niemals behaupten, das Leben des Menschen bestehe darin, daß er seinem Körper Nahrung zuführt oder allmählich die richtige Größe erlangt oder einen andern ihm ähnlichen Menschen erzeugt; dies alles macht nicht sein eigentlichstes Wesen aus, vielmehr hat er es mit den Bäumen und anderen Gewächsen gemein. Ebensowenig besteht sein Wesen darin, daß er empfindet oder sich bewegt — was hätte er auch in dieser Hinsicht vor den Tieren voraus? —, sondern darin, daß er denkt, und zwar mit Hilfe des Intellekts, der allein ihm und sonst keinem Lebewesen angehört. Sache des Intellekts aber ist es, sowohl in der richtigen Weise sich zu betätigen, als auch die Wahrheit zu erforschen. Daher werden wir unter Ausschluß aller übrigen Funktionen, die uns mit anderen Wesen gemein sind, sagen, daß das Leben des Menschen, insofern er wirklich Mensch ist, in der *Tätigkeit* und im *Forschen* besteht. Jene Philosophen, die zu den beiden genannten noch eine dritte Betätigungsform, nämlich das *Genießen* hinzunehmen wollen, irren sich, wie ich glaube, gründlich. Gewiß, die meisten Men-

schen frönen entweder dem Schlaf und dem Bauche oder sie folgen den Lockungen der Liebeslust und kennen, da sie den Blick immer auf das Irdische richten, kein höheres Ziel. Allein, warum sollte man diese nicht mit mehr Recht den Tieren als den Menschen beizählen? Wir werden uns doch nicht auf den Standpunkt stellen, daß die den Sinnen schmeichelnden körperlichen Genüsse, die nicht vom Intellekt, sondern eben von den Sinnen ausgehen, mehr eine Sache der Menschen als der anderen Lebewesen seien! Da also der Intellekt unser ausschließliches Eigentum ist, so werden wir, wenn wir nicht unserer natürlichen Bestimmung untreu werden wollen, unter seiner Führung entweder so leben, daß wir alle unsere Bestrebungen auf die notwendigen Lebensbedürfnisse richten und nicht nur für uns, sondern, da wir ja zum Zusammenleben in der Gesellschaft geboren sind, auch für Eltern, Kinder und alle unsere Freunde Sorge tragen und tun, was recht und gut ist; oder wir werden uns von den Geschäften und Sorgen des gesellschaftlichen Lebens losmachen oder sie auf eine andere Zeit verschieben und uns zur Betrachtung der Wahrheit erheben. Also wir verhalten uns entweder *tätig* oder wir *betrachten*.
Dabei lasse ich mich nicht irre machen, wenn einige in übertriebener Spitzfindigkeit behaupten, auf die Betrachtung lasse sich überhaupt keine Lebensart gründen. Und zwar suchen sie diese Behauptung zu stützen, indem sie sagen, der Ausdruck ‚Leben' schließe eine Art *Bewegung* in sich, während es doch die Betrachtung mehr mit der *Ruhe* denn mit der Bewegung zu tun habe. Ich stelle das keineswegs in Abrede — heißt es doch auch im Buche der Weisheit: ‚Bin ich daheim, so habe ich meine Ruhe an ihr'[11]. Aber dennoch, wer will bestreiten, daß wir, solange wir uns der Forschung hingeben, allerdings von *äußerer* Bewegung notwendig frei sind, daß aber nichtsdestoweniger diese Forschertätigkeit nicht ohne eine gewisse *geistige* Bewegung vor sich gehen kann? Da wir es also hier mit dem Menschen und nicht mit anderen Geschöpfen zu tun haben, so kommen wir zu dem Schlusse, daß das Leben entweder in der Tätigkeit oder in der Erkenntnis der Wahrheit besteht. Und zwar verhält es sich so, daß wir in jeder der beiden Lebensarten,

falls wir uns ihr in der richtigen Weise hingeben, sowohl dem ewigen Gott wohlgefällig sind als auch dem Menschengeschlecht den größten Dienst erweisen. Das ist die feststehende und einmütige Überzeugung sowohl der Dichter des Altertums, die ja bekanntlich als die Theologen der Alten zu gelten haben, als auch die Meinung unserer christlichen Gottesgelehrten. Um nur einen von jenen anzuführen: an der Stelle, wo P. Vergilius Maro den aus dem Leben Geschiedenen ewigen Lohn verheißt, erwähnt er solche,

Antike und christliche Zeugnisse für die beiden Lebensarten

,Die das Leben verschönten, indem sie Künste erfanden'[12].

Er lobt mit anderen Worten die Männer, die in emsigem Forschen mancherlei Künste und Wissenschaften erdacht, oder auf dem bereits Erdachten weitergebaut haben. Damit aber auch der anderen Lebensart die gebührende Ehre zuteil werde, redet er also über das richtige Handeln:

,Hier sind vereint, die sich fürs Vaterland Wunden erkämpften,
Die als Priester sich rein bewährt, solange sie lebten,
Die als fromme Dichter des Phöbus würdig gesungen.'[13]

Was die christliche Auffassung in dieser Frage anlangt, so ist sie zu offenkundig, als daß sie eines Zeugnisses bedürfte. Sehen wir doch sowohl im Alten Testament in der Gestalt der Rahel als auch im Neuen Testament in Maria die Betrachtung verkörpert, und ebenso wird uns dort durch Lea und hier durch Martha das tätige Leben versinnbildlicht. Beide Lebensformen sind uns also derart eigentümlich, daß wir die Menschen, die sich in der einen oder der anderen hervortaten, aufs höchste preisen. Da nun alle Dinge sich vornehmlich durch ihr Endziel unterscheiden, so leuchtet ein, daß, wie einerseits die Tätigkeit das Gute und Rechte zum Gegenstand hat, so andererseits alle Forschung auf das Wahre gerichtet ist. Auf vielen Stufen steigt diese in festgesetzter Ordnung empor und gelangt so allmählich zur Anschauung der unkörperlichen und himmlischen Wesenheit Gottes. Gibt es doch Menschen, so wenig es ihrer auch sein mögen, die, veranlaßt durch gewisse schattenhafte Abbilder unserer Sinneswahrnehmungen, zu einer solch glühenden Begeisterung für die himmlischen Dinge entflammt werden, daß

sie alle irdischen Sorgen und Geschäfte hinter sich lassen und, während sie vordem mit den Sinnen Körperliches und mit ihrer Vorstellungskraft die Abbilder von Körpern wahrgenommen hatten, nunmehr mit dem Verstand die wahre Natur der Körper und mit der Vernunft die zwar unkörperlichen, aber doch geschaffenen Geister, und mit der Intelligenz endlich das, was ungeschaffen ist, schauen[14]. Ein ganz wunderbarer Aufstieg, durch den unsere Seele, indem sie in der genannten Weise wächst, allmählich dem beschwerlichen Kerker des Körpers sich entwindet, und, den Schlamm des Stofflichen hinter sich lassend, bis zum Gipfel der Göttlichkeit emporklimmt. Daher wird es folgerichtig sein, wenn wir zusammenfassend sagen, daß es Aufgabe der Betrachtung ist, sich mit der Wahrheit zu befassen, da ja in ihr der menschliche Geist seine Erfüllung und Vollendung erfährt.

Vielleicht wirst du mich nun fragen, ob wir dies auf jedem beliebigen Gebiet des Wahren erreichen können. Gewiß; am ehesten aber dann, wenn wir *Gott* zu erkennen trachten. Ihn setzt sich ja unser Erkenntnistrieb gleichsam zum Ziel seines Laufes, auf ihn bezieht sich alles menschliche Denken und Handeln, über ihn hinaus gibt es kein weiteres Vordringen. Denn in ihm erfassen wir jenes letzte und zugleich höchste Gut, das wir alle, dem Drang unserer Natur folgend, erstreben, das aber nur wenige, wenn die Nebel des Irrtums und der Unwissenheit zergangen sind, begreifen, ein Gut, das nicht nur die Christen verheißen, sondern geraume Zeit vor Christi Geburt die Aristoteliker und noch früher die Platoniker erkannt haben. Sagt doch der göttliche Plato, daß unsere Seelen, wenn sie aus dem Schoße Gottes in den Schlamm des Stofflichen herabgesunken oder vielmehr zur Zierde dieses untersten Teiles des Weltalls herabgesandt worden sind, sich infolge ihres jähen und tiefen Falls geraume Zeit in einem Zustand der Betäubung befinden und, von dem Wust des Stofflichen, in den sie hineingerieten, verwirrt, gleichsam trunken verharren, bis langsam die in ihnen wohnende Göttlichkeit sich wieder regt und eine wenn auch ganz dunkle Erinnerung weckt[15]. Dadurch werden sie zu glühender Begeisterung für die göttlichen Dinge entflammt, so daß sie

Plato über den Fall und Aufstieg der Seelen

diese wieder zu erkennen trachten und, von der Gerechtigkeit und Frömmigkeit wie von zwei Schwingen getragen, sich in die Höhe erheben und das Licht Gottes, soweit es ihre durch die Gemeinschaft mit dem Körper geschwächte Sehkraft zuläßt, in höchster Wonne schauen. Aber wenn vollends unsere Seelen, aller Vergänglichkeit ledig, in ihren einfachen Naturzustand zurückgekehrt sind, dann wird es ihnen vergönnt sein, den immerwährenden Hunger und Durst nach der Erkenntnis Gottes nicht nur zu besänftigen, sondern gänzlich zu stillen.

Doch ich will mich wieder dem Menschen zuwenden, d. h. dem Lebewesen, das, aus Seele und Körper zugleich bestehend, durch die Kraft der Seele die Schwäche des Körpers bis zu einem gewissen Grade zu überwinden vermag. Wenn nämlich der Mensch den Geist von den Sinnen trennt, wird er, emporgehoben von seiner Weisheit und in vielen Wissenschaften unterrichtet, durch die Erkenntnis der genannten göttlichen Dinge zuletzt an den Ort geführt, wo ihn Nektar und Ambrosia laben. Was meint Plato[16] mit diesen beiden Ausdrücken anders als die Erkenntnis Gottes und die daraus strömende Wonne! Diese Erkenntnis erlangen wir nun vor allem durch die *spekulativen* Tugenden. Mit der Intelligenz nämlich erfassen wir die Prinzipien der Dinge, mit der Wissenschaft die aus den Prinzipien sich ergebenden Wirkungen und Folgerungen, und endlich mit der Weisheit beides zusammen[17]. Wenn wir aber dabei nicht frei sind von jeglicher Leidenschaft, so wird unser Beginnen ein vergebliches sein. Wie sollten wir auch, wenn wir der Sinnenlust frönen oder der Habsucht verfallen sind oder vom Ehrgeiz gestachelt werden, einen erhabenen oder bedeutenden Gedanken fassen können? Darum müssen, so sagt man, auch *die* Tugenden geübt werden, durch die wir unsere Seelen von jeder Befleckung des Lasters *reinigen*[18], und zwar hat dies vor allem anderen zu geschehen. Denn wenn nach Plato das Unreine mit dem Reinen nicht in Berührung kommen darf, wenn es im Evangelium heißt: ‚Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen'[19] — dann wird sicherlich alles Erkenntnisstreben für den vergeblich sein, der nicht einen von allem Makel gesäuberten Geist mitbringt. Tugend üben heißt ja das

Die spekulativen und die sittlichen Tugenden

Laster fliehen und der Weisheit Anfang ist, die Torheit zu lassen. Dieses Wort des Horaz[20] ist durchaus richtig und entspricht dem, was viele Jahrhunderte vorher David, mag man ihn nun als Dichter oder Propheten bezeichnen, in einem Psalm sehr schön zum Ausdruck gebracht hat. Er läßt hier nämlich also fragen: ‚Wer wird des Herrn Berg besteigen oder wer wird stehen an seiner heiligen Stätte?' — und gibt darauf zur Antwort: ‚Der unschuldige Hände hat und reinen Herzens ist'[21]. Wer also nicht nur die Hände, sondern auch die Seele vom Laster fernhält, dem wird es vergönnt sein, den Berg des Herrn zu besteigen. Dort herrscht die unwandelbare Ruhe, in der wir allein glücklich zu sein vermögen; aber sie wird uns nicht beim Aufstieg zuteil, sondern erst, wenn wir die Höhe gewonnen haben. So geht denn der Ruhe die Mühsal voraus, und keiner wird auf dem ebenen Rücken des Berges, von dem aus alles zu überschauen ist, eine bequeme Stätte finden, der nicht zuvor über schroffe Felsen hinweg mühsam die Höhe erklommen hat."

Beruht die Betrachtung auf dem Intellekt oder auf dem Willen?

„Ich sehe schon, wo du hinauswillst", sagte LORENZO, „und daß du das höchste Gut keineswegs unter die Handlungen setzest, bei denen wir uns von den moralischen Tugenden leiten lassen. Doch darauf wirst du wohl nachher näher eingehen. Und so möchte ich für jetzt, da wir auf das Wesen der Spekulation zu sprechen gekommen sind — dein Einverständnis vorausgesetzt —, von dir gern ausführlicher hören, wie du dich zu der ganzen Frage stellst. Sehe ich doch, daß unter den größten Gelehrten nicht wenig Zweifel darüber bestehen, ob die Spekulation eine Angelegenheit des Intellekts oder des Willens ist."

„In der Tat", fuhr BATTISTA fort, „sind sich die Gelehrten darüber so wenig einig, daß sie sich in die heftigsten Fehden verwickeln und oftmals förmliche Schlachten liefern, wobei der schließliche Ausgang völlig unentschieden bleibt und sich nicht leicht sagen läßt, wohin der Sieg sich geneigt hat. Beide Ansichten lassen sich nämlich rechtfertigen. Gehen wir von dem *Ziel* der Betrachtung, der Wahrheit, aus, so besteht darüber kein Zweifel, daß die Betrachtung ausschließlich Sache des Intellekts ist. Wie denn auch der Name der Rahel, die als

Symbol der Betrachtung gilt, von den des Hebräischen Kundigen als ‚Schauen des Prinzips' gedeutet wird[22]. Da nun aber andererseits die, welche sich der Betrachtung widmen, mit ganzer Kraft nach Erforschung der Wahrheit *streben*, alles in uns erregte Streben aber vom Willen ausgeht, so scheint die Spekulation nicht sowohl auf dem Intellekt als vielmehr auf dem Willen zu beruhen. Neben den Vertretern dieser beiden Anschauungen gibt es nun auch noch solche, die wie Ehrenrichter den ganzen Gegensatz aus der Welt schaffen und den Zwist gütlich beilegen möchten. Und in der Tat, sobald wir die Tätigkeit der Betrachtung *als solche* ins Auge fassen, werden wir sie zweifellos als eine Sache des Intellekts ansehen müssen; wenn wir aber genauer überlegen, was uns zu dieser Tätigkeit *veranlaßt*, so werden wir als treibende Kraft den Willen erkennen. Denn der Wille bewegt nicht nur die anderen Kräfte der Seele, sondern auch den Intellekt. Durch den Willen — so nennen alle Philosophen den von der Vernunft geleiteten Begehrungstrieb — werden wir zur Erkenntnis des Wahren angetrieben, wobei es belanglos ist, ob das Streben nach *Erkenntnis* oder die aus der Erkenntnis entspringende *Wonne* den Anstoß gibt[23]. Der Wille ist es also, der das Denken, die Meditation, die Kontemplation, die Bewunderung und endlich die Spekulation veranlaßt, der wir dann mit der größten Hingebung obliegen.

Die Akte der Betrachtung

Ich will nun auf das Wesen einer jeden einzelnen von diesen auf dasselbe Ziel gerichteten Betätigungen eingehen. Der Verstand betätigt sich *denkend*, indem er eine Menge von Einzeltatsachen sammelt und dann alles Falsche ausscheidet, so daß schließlich das Wahre als Endergebnis zurückbleibt. Überall treten uns ja Erscheinungen entgegen, die uns infolge ihrer Ähnlichkeit mit dem Wahren verwirren, ein Übelstand, dem der Weise auf dem angegebenen Wege zu begegnen sich veranlaßt sieht. Er wirft also zunächst einmal alles, was sich ihm darbietet, gleichsam auf einen Haufen zusammen, scheidet sodann, diskursiv vorgehend, Schritt für Schritt das Falsche aus und läßt nur das gelten, was er, weil es unwiderleglich ist, als wahr erkennt. Diese Betätigung des Verstandes wird, wie du siehst, darum Denken (cogitatio) genannt, weil Einzeltatsachen gesammelt werden



(cogere). Aus einem verwandten Grunde gebraucht der Lateiner für Denken den Ausdruck ‚putare'. Putare heißt nämlich reinigen. Daher ‚putare arbores' — die Bäume durch Entfernung der überflüssigen Triebe reinigen, daher ‚aurum purum' — lauteres, d. h. gereinigtes Gold, daher ‚disputare' für eine Redeweise, die sich durch Klarheit und Verständlichkeit auszeichnet und alles Dunkle und Verworrene meidet. Ich wiederhole also und sage, daß das Denken in der Untersuchung einer Reihe von Einzeltatsachen besteht. Die *Meditation* dagegen ist dadurch gekennzeichnet, daß wir bei ihr in gewissem Sinne über die auf die Erforschung der Wahrheit sich beziehenden Prinzipien hinaus weiterschreiten. Der Ausdruck bedeutet eine Art geistiger Übung. Wer nämlich meditiert, der läuft sozusagen wie ein Läufer von der Schranke der Prinzipien bis zu dem Ziel der Beweisfolgerungen. Die *Kontemplation* finde ich bei unseren Gelehrten bestimmt als ein der Erkenntnis des Wahren dienendes scharfes und unverwandtes Hinsehen der Seele [24]. Wenn du die Herkunft dieses Wortes wissen willst, so magst du dich daran erinnern, daß die alten Latiner mit ‚templum' jenen Raum am Himmel bezeichnet haben, den die Auguren, um Vogelzeichen zu erhalten, mit dem Krummstab abgrenzten und auf den sie den Blick richteten, um zu sehen, ob ihn ein Vogel durchflog. Infolge dieses unverwandten Hinschauens zum templum reden wir daher von einer kontemplativen Betätigung dann, wenn wir den Blick wie festgebannt auf den Gegenstand unseres Forschens richten. Unter der *Bewunderung*, um nunmehr auf sie zu kommen, versteht man jenen Zustand der Betroffenheit, der bei einer über unser Fassungsvermögen gehenden Wahrnehmung eintritt. Wenn wir nämlich bei unserem Forschen Dinge erfahren, die sich mit unseren bisherigen Anschauungen ganz und gar nicht vereinen lassen, geraten wir meist in einen Zustand der Bewunderung. Den Ausdruck *Spekulation* endlich wird man, dem göttlichen Augustinus folgend, von ‚speculum' (Spiegel) ableiten müssen [25]. Denn wer nach Wahrheit strebt, der sieht in den durch die jeweiligen Ursachen bedingten Wirkungen gleichsam Abbilder der Wahrheit, ebenso wie wir im Spiegel Abbilder der Körper wahrnehmen. Soviel über diese Ausdrücke.

Wenn ich nun die betrachtende Betätigung eine Bewegung nannte, so möchte ich von dir nicht so verstanden werden, als ob ich die Gelehrten bekämpfen wollte, welche die Betrachtung nicht als eine Bewegung, sondern als einen Zustand der Ruhe auffassen. Ich behaupte zwar, daß die Betrachtung eine Bewegung darstellt, aber nur unter der Voraussetzung, daß darunter eine Bewegung im uneigentlichen Sinne des Wortes verstanden wird. Da unsere Seele von dem sinnlich Erkennbaren ausgeht, um zu dem übersinnlich Erkennbaren vorzudringen, und da die Sinne sich nicht ohne Bewegung betätigen können, so hat man sich daran gewöhnt, auch die übersinnliche Erkenntnis, da man ja über die Sinneswahrnehmungen hinweg zu ihr gelangt, als Bewegung zu bezeichnen. Ich könnte nun bei dieser Gelegenheit sehr vieles über das Wesen der Bewegung vorbringen, vor allem auch die scharfsinnigen Darlegungen des Dionysius und der meisten von ihm abhängigen christlichen Theologen[26]. Allein vielleicht ist euch daran weniger gelegen, und so will ich denn fortfahren."

„Nein, eben darüber möchte ich etwas hören", warf Lorenzo ein. „Findet sich doch bei dem in jeder menschlichen und göttlichen Wissenschaft bewanderten Dionysius nichts, das man nicht mit dem größten Eifer sich anzueignen bestrebt sein müßte."

Die Bewegungen der Seele nach der Lehre des Dionysius

„So will ich dir also den Gefallen tun", sagte Battista. „Und um nun von den Bewegungen unserer Seelen zu reden: ich sehe, daß wir drei Arten zu unterscheiden haben, eine geradlinige, eine kreisförmige und eine aus beiden zusammengesetzte spiralförmige Bewegung. Von einer geradlinigen Bewegung reden wir dann, wenn wir bei der Betätigung unseres Verstandes von einem Punkte zum andern fortschreiten. Wenn wir aber so bewegt werden, daß immer ein und dieselbe gleichmäßige Bewegung stattfindet, so bezeichnen wir diese als kreisförmig. Das Wesen der Kreislinie besteht ja darin, daß sie in ihrer Bewegung immer den gleichen Abstand vom Mittelpunkte hält. Tritt jedoch zu dieser Bewegung etwas hinzu, was sie aus ihrer Bahn bringt, so wird sie infolge dieser Richtungsänderung nicht mehr kreisförmig, sondern spiralförmig sein. Während nun die durch

Sinneswahrnehmungen verursachten körperlichen Bewegungen die Ruhe der Spekulation stören, rufen die seelischen Bewegungen nicht nur keine Störung hervor, sondern steigern vielmehr die Ruhe in hohem Grade. Du wirst nun fragen: ‚Sind nicht die Bewegungen unserer Seelen wesensgleich mit denen der gesonderten Wesenheiten, welche unsere Theologen als Engel bezeichnen, die Alten jedoch bald als Dämonen, bald als Götter angesprochen haben?' Keineswegs! Ich habe gesagt, daß eine gerade Bewegung in der Seele des Menschen dann stattfindet, wenn wir von dem sinnlich Wahrnehmbaren weitergehen zu den Gegenständen der Vernunfterkenntnis. Der Engel gelangt aber weder auf Grund einer zusammengesetzten Tätigkeit, noch auch, weil er in diskursiver Erkenntnis allmählich fortschreitet, zur Wahrheit. Sondern seine ganze Erkenntnis beruht, wenn ich so sagen darf, auf einfachem Schauen. Denn ohne Unterlaß und immer auf dieselbe Weise, ohne Anfang und ohne Ende, schaut er, solange er ist, Gott, ebenso wie die Kreislinie immer um ihren Mittelpunkt läuft. Also nicht in geradliniger, wie der Mensch, sondern in kreisförmiger Bewegung erkennt er Gott. Eine solche Bewegung ist unseren Seelen zunächst nicht möglich, und nicht eher sind sie imstande, immer dieselbe gleiche Form der Bewegung einzuhalten, als bis sowohl jene spiralförmige als auch die geradlinige, diskursive Bewegung gänzlich überwunden ist. Ist dies geschehen, dann geben sich unsere Seelen, ohne mehr einer anderen Bewegung zu unterliegen, in wandellosem Schauen der Erkenntnis der göttlichen Dinge hin. Hier ist kein Irrtum mehr möglich, so wenig wie bei der Erkenntnis der Prinzipien, die wir ja in einfachem Schauen erkennen. Wenn wir uns also kreisförmig bewegen, werden wir den Engeln gleich und ruhen aus von den beiden früheren Bewegungen. ‚Aber', wirst du mir nun entgegenhalten, ‚Dionysius hat doch auch den Engeln diese Bewegungen zugeschrieben!' Gewiß hat er das, aber in einem anderen Sinne. Bei einem Engel wird nämlich eine Bewegung nicht in dem Sinne geradlinig genannt, als ob er in diskursiver Weise von einem Punkte zum andern fortschreiten würde, sondern man redet von einer geradlinigen Bewegung dann, wenn ein höherer Engel entsprechend

Die Bewegungen der Engel



Phot. Alinari

LEO BATTISTA
ALBERTI

BRONZE - PLAKETTE
IM NAZIONAL
MUSEUM
IN FLORENZ

der bestimmten Ordnung seiner Fürsorge die niederen mit seinem Lichte erleuchtet. *Wir* aber wenden uns bei der geraden Bewegung zunächst der Außenwelt zu und erheben uns dann von den Gegenständen der Sinneserkenntnis zu dem, was nur der Vernunft erkennbar und unkörperlicher Natur ist. Aber auch die spiralförmige Bewegung ist bei uns eine andere als bei den Engeln. Eine solche findet bei ihnen dann statt, wenn sie nach Maßgabe der ihnen zuteil werdenden Schauung der göttlichen Dinge den niederen Engeln ihre Fürsorge zuwenden. Doch über die Engel ein andermal. Was aber uns Menschen anlangt, so will ich abschließend bemerken: wenn wir unter der Führung der uns angeborenen Vernunft von den Sinneswahrnehmungen zu den Gegenständen der übersinnlichen Erkenntnis fortschreiten, so ist das eine gerade Bewegung; wenn aber zugleich ein göttlicher Lichtstrahl auf uns fällt, so werden wir nicht mehr in gerader, sondern in spiralförmiger Richtung bewegt. Die kreisförmige Bewegung endlich — und sie allein — ist, wie niemand bezweifeln wird, gleichsam ein Zustand der Unbewegtheit.

Der Tätige, wie er sein soll

Das ist es etwa, was ich über die der Erforschung der Wahrheit dienende Lebensart zu sagen habe. Wird jedoch die andere Lebensform, die sich im Handeln betätigt, von einem Mann gewählt, der sich durch Schärfe des Verstandes und Reife des Urteils auszeichnet, der gegen alle Gefahren in seinem Innern gewappnet ist und der Sinnenlust zu widerstehen vermag, der nur, was gerecht und fromm ist, denkt, so wird sie gewiß etwas Herrliches und eines Menschen wahrhaft würdig sein. Da wir ja nicht sowohl für uns allein geboren sind, als vielmehr, damit wir der menschlichen Gesellschaft dienen, so werden wir *den* des höchsten Lobes für wert erachten, der für Vermögen und Familie insoweit besorgt ist, daß alles zum Leben und Unterhalt Nötige innerhalb der richtigen Grenzen reichlich vorhanden ist; der ferner seinen Kindern und sonstigen Schutzbefohlenen eine standesgemäße Erziehung angedeihen und sie in allen edlen Künsten ausbilden läßt; der sein väterliches Erbteil, ohne daß er in den Verdacht der Habgier geriete, mit größter Sorgfalt und Umsicht mehrt und außer denen, die er ohnehin schon zu

unterstützen verpflichtet ist, auch anderen sich hilfreich erweist; der sich sowohl in seinem privaten Leben freigebig gegen Einheimische und gastlich gegen Fremde zeigt, als auch der Öffentlichkeit durch prächtige Bauten oder Veranstaltung von glänzenden Schauspielen oder durch Steuerleistungen zu nützen vermag. Wenn er aber an der Verwaltung des Staates teilzunehmen wünscht, so soll er treffliche Eigenschaften aller Art mitbringen und die Kunst der Rede in jeder Hinsicht beherrschen, so daß er einerseits auf nichts anderes sinnt, als was dem Staate Nutzen und Ehre bringen könnte, und andererseits in der Lage ist, die Hörer in gewandtem und wortreichem Vortrage für seine Pläne zu gewinnen. Er soll sich ferner weder vor der Gewalt der Feinde noch vor der Wut aufrührerischer Bürger fürchten, sondern die Angriffe der ersteren mit allen Kräften des Geistes und Körpers abzuwehren und das ruchlose und wahnwitzige Beginnen der letzteren mit größter Unerschrockenheit zu vereiteln suchen. Endlich soll er auf die Pflege der Frömmigkeit und die Wahrung von Recht und Billigkeit achten und dafür Sorge tragen, daß das ganze Staatswesen sich innerhalb der Schranken des Maßes hält. Und um alles dies zu erreichen, soll er keine Mühe, keine Gefahren scheuen, ja auch sein eigenes Leben nicht schonen. Wenn er nun so leben und so handeln wird, werden wir da nicht von ihm sagen, daß er sowohl seine Pflicht als Mensch erfüllt, als auch sich aufs beste um das Menschengeschlecht verdient gemacht habe? Dabei muß ich mich sehr über die Leute wundern, welche sich die Frage vorlegen, ob einer sich in der genannten Weise richtig betätigen könne, ohne im Besitz der sittlichen Tugenden zu sein. Wie werden wir denn eine richtige Handlung vollbringen können, wenn *sie* fehlen, oder was bliebe uns dann überhaupt noch, das als unser Eigentum angesprochen werden könnte und uns nicht vielmehr mit den Tieren gemein wäre? Wonach fragen wir denn, wenn das Wesen des Handelns erörtert wird, wenn nicht danach, von welcher Beschaffenheit die Handlungen eines Menschen im Zusammenleben mit der Gesellschaft sein sollen? Wenn sie nicht gerecht, tapfer, maßvoll sind, so weiß ich nicht, wie sie sonst sein sollen. Und entsprechend verhält es sich mit

der Klugheit: wo sie nicht als der trefflichste Steuermann am Ruder sitzt und den Kurs unseres Lebens nach einem ruhigen und sicheren Port richtet, da werden wir notwendig in den Wogen und Stürmen der Leidenschaften untergehen. Ja, ich wage sogar zu behaupten, daß niemand sich und sein Hauswesen oder den Staat richtig leiten wird, der jeglicher gelehrten Bildung bar ist. Wie soll ich denn erkennen, was das höchste Gut für den Menschen ist oder auf welchem Weg es erreicht wird, wenn ich weder über das Wesen des Menschen noch auch über die Natur der Dinge etwas weiß? Und wer wird wahre Frömmigkeit üben können, wenn er nie nach Erkenntnis der göttlichen Dinge getrachtet hat? Wer also an der Spitze des Staates stehen will, muß hier Bescheid wissen. Ich gebe jedoch zu, daß es für einen Mann, der fortgesetzt durch private und öffentliche Geschäfte in Anspruch genommen ist, nicht leicht sein wird, sich in diese Fragen einzuarbeiten. Das ist, wie ich wohl weiß, der Grund, warum Lea, die im Alten Testament als Symbol des tätigen Lebens erscheint, zwar mit Kindern gesegnet, aber blöden Auges ist; denn weil sie sich viel zu schaffen macht, kommt sie nicht dazu, den Blick nach oben zu richten. Da sie sich jedoch andererseits vielen Menschen nützlich erwiesen hat, hat sie sich viele Menschen — das bedeuten die Kinder — zu Dank verpflichtet. Du siehst also, daß die tätige Lebensart keineswegs gering geachtet werden darf. Denn sie entspricht durchaus der natürlichen Bestimmung des Menschen; sie schlingt mit ihren Sorgen und Mühen ein freundliches Band um das Menschengeschlecht und treibt es an, Gerechtigkeit und Frömmigkeit zu üben. Da jedoch unser Intellekt, durch den wir allein Menschen sind, nicht in vergänglichen Handlungen seine eigentliche Erfüllung findet, sondern in unvergänglicher Erkenntnis, welche jenes letzte Ziel darstellt, auf das sich alles bezieht und dessentwegen alles geschieht, das selbst aber seinetwegen erstrebt wird: wer würde sich da der Einsicht verschließen, daß die betrachtende Lebensart weit vornehmer ist?"

Die betrachtende Lebensart steht über der tätigen

Das waren etwa die Worte BATTISTAS. Als er geschlossen hatte, saß er, den Blick fest auf einen Punkt gerichtet, wie einer, der weit mehr im Geiste bewegt als er ausgesprochen hat, lange

Zeit schweigend da. Uns Anwesende aber hatte die vielseitige Gelehrsamkeit des Mannes mit solchem Staunen erfüllt, daß wir es vorzogen, das Gehörte zu überdenken und unter uns zu besprechen, statt weitere Fragen an ihn zu richten.

Endlich brach LORENZO doch unser Schweigen, um den Ausführungen BATTISTAS entgegenzutreten. Er tat dies nicht etwa, um sich zu zeigen, sondern um BATTISTA zu einer noch deutlicheren Erklärung seiner Stellung in dieser ganzen Frage zu veranlassen. Und so brachte er, wie er ja scharfen Verstandes ist und voll Lerneifer, im Anschluß an das Gehörte folgendes vor.

Lorenzo als Anwalt des tätigen Lebens

„Die achtungsvolle Zurückhaltung, die mir meine Jugend auferlegt, und eine Überlegung, zu der es keiner besonderen Klugheit bedarf, würden es mir eigentlich schon nahelegen, daß ich, allein angesichts der schweigenden Zustimmung dieser bedeutenden Männer, deinen Worten meinen Beifall gebe. Ich glaube jedoch, daß es dem Ruhm der von euch vertretenen Spekulation dienlich ist, wenn alle sehen, daß sie aus einem Kampf als Siegerin hervorging und über einen Widersacher triumphierte, der ihr einen nicht unblutigen Sieg gelassen hat. Und fürwahr, wenn ich mir, soweit ich dessen fähig bin, die menschliche Natur vergegenwärtige, so scheint es mir, als ob wir die Scharen von Beweisgründen, die von der tätigen Lebensart auf den Plan geführt werden, keineswegs verachten dürften. Unter ihnen aber drängt sich mir vor allem folgender auf.

Wenn wir das Leben des Menschen zum Gegenstand einer Untersuchung machen, so wird wohl niemand so töricht sein, anzunehmen, daß wir dabei entweder die Seele gesondert vom Körper oder umgekehrt den Körper getrennt von der Seele ins Auge fassen. Vielmehr, wie wir, wenn wir von einem Zweigespann reden, nicht nur das eine der vor den Wagen gespannten Pferde, sondern beide zugleich meinen, so stellen wir, wenn wir den Menschen betrachten, uns jenes Ganze vor, welches aus Seele und Körper zugleich besteht. Gibst du das zu, so gewinne ich die Überzeugung, daß *die* Lebensart den Vorzug verdient, die auf Erhaltung und Vervollkommnung der *beiden* Seiten des Menschen bedacht ist und nicht nur der einen Rechnung trägt.

Daß aber die auf Tätigkeit gestellte Lebensart diese Bedingung erfüllt, geht daraus deutlich hervor, daß die für das menschliche Handeln bestimmenden sittlichen Tugenden dem Wohl des Körpers und der Seele *zugleich* dienen. Denn sie erhalten einerseits die Gesundheit und Kraft aller Glieder und die Frische der Sinne, und andererseits behüten sie die Seele vor jeglichem befleckenden Laster. Daher ist die tätige Lebensart, welche dies verbürgt, *über* die Erforschung der Wahrheit zu stellen, die sich in der alleinigen Sorge für den Intellekt erschöpft und darüber hinaus sich um nichts kümmert. Wer würde sich ferner der Tatsache verschließen, daß die Natur als die trefflichste Mutter uns zur regen Teilnahme am geselligen Verkehr und zur Wahrung der menschlichen Gemeinschaft hervorgebracht hat! Diese unsere Bestimmung können wir jedoch nur dann erfüllen, wenn wir uns zu einem Gemeinwesen zusammenschließen. Warum wird Sokrates von ganz Griechenland in unvergänglichem Lob zum Himmel erhoben, wenn nicht eben darum, weil er als erster die Philosophie vom Himmel zur Erde herabgerufen und in den Städten angesiedelt hat![27] Was soll damit anders gesagt werden, als daß der schuldloseste der Männer in seiner göttlichen Weisheit erkannt hat, daß man das Menschengeschlecht einer ruhigen und sicheren Lebensführung viel näher bringt, wenn man die schwierige Erkenntnis der göttlichen Dinge und die undurchdringlichen Geheimnisse der Natur auf sich beruhen läßt und den Menschen nur die Lehren übermittelt, die ihr Handeln vollkommener machen, so daß sie nicht nur für sich und ihre häuslichen Angelegenheiten zu sorgen, sondern auch, was noch viel wichtiger ist, das gesamte Staatswesen zu leiten imstande sind. Und wahrlich, wenn wir daran denken, woher wir gekommen, wenn wir überlegen, zu welchem Ende wir denn eigentlich geboren sind, so werden wir erkennen, daß wir von dem höchsten Gott in diesen untersten Bezirk der Welt wie auf eine weite und beschwerliche Reise geschickt wurden, auf daß wir in mannhaftem Kampfe mit allen möglichen Schwierigkeiten unsere beiden erbittertsten Widersacher, den Schmerz und die Lust, überwinden, um dann, wenn wir sie besiegt haben, eines dauernden Friedens zu genießen. Ein jeder strebt ja, geführt von der

Natur, zum Rechten und Guten hin, und so dürfte es wohl kaum einen Bösewicht geben, wenn nicht eben die Angst vor dem Unangenehmen oder die Aussicht auf Lust es wären, welche die Menschen auf Abwege bringen. Denn Herrschsucht und Habgier, zwei Übel, von denen sich die Sterblichen zu jeder Schandtat verleiten lassen: was für einen anderen Zweck verfolgen sie als den, jede Unannehmlichkeit zu meiden und jede Lust zu genießen! Wenn wir nun also gleichsam Kriegsleute sind und täglich in eine Schlacht geführt werden, in der Leib und Leben, d. h. in diesem Falle das Heil unserer Seelen, auf dem Spiele stehen: ist da nicht jeder, der seinen Posten verläßt, seine Kameraden preisgibt und sich vom Kampfplatz weg ins Lager zurückschleicht, einem Überläufer gleichzuachten? Ich bitte dich, wenn wir Bürger desselben Staatswesens sind, wenn dieselben Mauern, dieselben Waffen uns gegen feindliche Gewalt schützen, wenn wir in gemeinsamer Beratung die Gesetze beschließen, die uns sowohl ermöglichen, gerecht zu leben als auch zu jeder schwierigen Aufgabe uns begeistern, sobald es das Wohl des Ganzen gilt, und die uns endlich davor bewahren, daß wir die Schranken der Mäßigung überschreiten: müssen wir da nicht alle mit aller Macht darauf hinarbeiten, daß ein solches der Gemeinschaft dienendes Leben frei bleibt von jeder Übeltat und jede Art von Tugend in sich schließt, und daß wir, wenn es sich um dieses Ziel handelt, durch keinen Schmerz und keine Gefahr abgeschreckt, durch keine Sinnenlust geschwächt werden? Wenn nun aber ein Bürger in erschlaffender Untätigkeit dahinlebt und sich um all dies nicht kümmert, werden wir dann von ihm nicht sagen, daß er sich der ihm von Gott gestellten Aufgabe entziehe?

Welche Art von Bürgern eine Stadt benötigt

Aber damit nunmehr klarer als das Licht der Sonne der Unterschied zwischen eurem, der Muße gewidmeten, und unserem tätigen Leben zutage tritt, wollen wir uns vorstellen, es sei eine Stadt erbaut worden mit einer Menge prächtiger Gebäude jeder Art, sowohl öffentlicher und privater als auch kirchlicher und weltlicher, und es sei ein sehr weiser Mann da, der es sich zur Aufgabe machte, sie mit Bewohnern zu versehen, die dafür zu sorgen haben, daß alles Notwendige im Gemeinwesen in Hülle

und Fülle vorhanden ist; in einem solchen darf ja, ebenso wie in einem Lebewesen, kein Glied sein, das nicht dem Ganzen dient. Besagter Weiser setzt sich nun, so wollen wir annehmen, selbst an das Stadttor und läßt keinen der Einlaß Begehrenden als künftigen Bürger ein, bevor er sich ihn nicht genau angesehen und darüber Klarheit gewonnen hat, inwiefern er durch Klugheit oder Kunstfertigkeit dem Gemeinwesen nützen kann. Da werden nun die einen auf Befragen zur Antwort geben, sie seien weise Gesetzgeber, andere, sie seien kluge Ratgeber, wieder andere, sie seien gewaltige Redner oder gerechte Richter. Es werden solche kommen, die sich als Ärzte zu erkennen geben, andere, die strittige Fragen des bürgerlichen Rechts auslegen, wieder andere, die das Waffenhandwerk ausüben wollen. Ferner Baumeister, Maler, Bildner jeder Art; dazu Schmiede und Tischler. Neben diesen, eines freien Mannes würdigen Berufen, zu denen man durch geistige Begabung und Kunstfertigkeit gelangt, bedarf es jedoch noch verschiedener anderer Arten der Betätigung, wenn sich eine große Menschenmenge in der Absicht, nicht nur richtig, sondern auch sicher und bequem zu leben, zusammen tun will. Und so werden sich von selbst Kaufleute einfinden, die Geldgeschäfte betreiben wollen, und solche, die durch Ausfuhr einheimischer und Einfuhr fremder Waren für alle Bedürfnisse der Einwohner zu sorgen und Geld in Menge in die Stadt zu bringen vermögen. Es werden Leute kommen, die aus allerlei Wollstoffen Gewänder verfertigen, und solche, die diese in der verschiedensten Weise färben, so daß sie uns nicht nur zum Schutze gegen die Kälte und Hitze, sondern auch zum Schmucke dienen und uns eine gewisse Würde verleihen. Jene weniger geachteten, nur dem Broterwerb dienenden Hantierungen, bei denen es weniger auf die Kunstfertigkeit als auf die Arbeitsleistung als solche ankommt, will ich übergehen: ich meine die Weber, Walker, Gürtler, Flickschneider, Schuster und viele andere derartige Berufe. Und damit ich nicht bis zum Naschmarkt hinabsteigen muß, so schweige ich von den Gemüsegärtnern, Salzfischhändlern, Bäckern, Garköchen, Geflügelhändlern, Fleischern und Fischverkäufern, von denen Gnatho bei Terenz prahlerisch sagt, daß er ihnen immer,

ob es ihm gut oder schlecht gegangen sei, etwas zu verdienen gegeben habe[28]. Unser Weiser, der das Bürgerrecht zu erteilen hat, wird nun sowohl der Begabung und Kunstfertigkeit derer, die ich zunächst erwähnt habe, seinen Beifall zollen als auch die Mühe und Arbeit der eben Genannten für notwendig erachten und sie deshalb gewiß alle einlassen und einen jeden zur emsigen Ausübung des von ihm angegebenen Berufs ermahnen. Wenn nun unter der Schar euer Philosoph auftaucht, der seiner Muße lebt, Maulaffen feilhält, nur für sich allein da ist, sich in seine Bibliothek verkriecht, niemals ausgeht, mit keinem Menschen verkehrt, niemand begrüßt und weder in privater noch in öffentlicher Tätigkeit etwas leistet: welche Rolle im Gemeinwesen sollen wir ihm geben, was ist der Beitrag, den er der Allgemeinheit liefert, wohin können wir ihn stellen, welchen Platz sollen wir ihm anweisen? Wird ihn überhaupt jemand in irgendeine Menschenklasse einreihen wollen? Gewiß nicht, vielmehr werden alle darüber empört sein, daß er wie eine faule Drohne zum fremden Honig kommt. ‚Ich lebe geruhsam', hält er uns entgegen, ‚und erforsche in der tiefsten Stille das Wesen der Natur und strebe danach, in allen Dingen das Wahre zu finden'. Fürwahr, du hast es gut! Aber sieh dich vor, daß du nicht den Verdacht erweckst, als ob du deine natürliche Bestimmung vergäßest, wenn du allein dir lebst und von den anderen überhaupt nichts wissen willst. Wohlan, gestatte mir eine Frage! Angenommen, du würdest dich auf einer Flotte, die gegen den Feind in See geht, miteinschiffen und du wolltest weder als Steuermann dich ans Steuer setzen, noch als Ruderer mit Hand anlegen, noch auch durch die Schiffsgänge laufen, um die Arbeit an den Schoten oder an den Rahen und Segeln entweder anzuordnen oder auf Befehl auszuführen; du würdest endlich, wenn es zum Kampfe kommt, statt mit den Waffen in der Hand dich auf den Posten zu stellen, tatenlos zusehen und als eine nutzlose Last den Platz versperren, auf dem ein anderer sich nützlich machen könnte — wenn du, wie gesagt, in der Absicht das Schiff besteigen würdest, daß du weder mit der Tat, noch auch mit Rat dich nützlich erweisen wolltest, würden dich da nicht die Befehlshaber des Schiffes als überflüssigen Ballast an-

Gleichnis vom Schiff

sehen und als einen, der verdient, über Bord geworfen zu werden? Und vielleicht, wenn sie hart genug wären, würden sie es auch tun. Glaubst du denn, daß ein Gemeinwesen, dem beständig von allen Seiten schwere Gefahren drohen, dem fortgesetzt der Ehrgeiz oder die Habsucht vieler Herrscher und Völker mit List und Gewalt nachstellen, dessen Ruhe immer wieder durch die Umtriebe aufrührerischer Bürger gestört wird — glaubst du, frage ich dich, daß ein Staatswesen etwa weniger als ein Schiff der Männer bedarf, die mit Hand anlegen? Und wer wüßte nicht, daß der Staat einem lebenden Wesen gleicht, in dem in wunderbarem Einklang jedes Glied seine Obliegenheit zu erfüllen hat! Das Herz bringt die Atmung in Gang, die es dem Lebewesen ermöglicht, zu leben, die Ernährung besorgt der Magen, vor allem aber die Leber. Das Denken geschieht mittels des Gehirns, das Atmen durch die Lunge. Doch ich will mich bei den übrigen verborgenen und deswegen weniger bekannten Organen jetzt nicht zu lange aufhalten, sondern die sichtbaren ins Auge fassen: die Füße tragen, die Hände arbeiten, die Augen sehen, die Ohren hören. Aus dem allem entsteht, wie wenn verschiedene Töne ineinander klingen, ein harmonisches Ganzes, und so wird es dem Lebewesen möglich, sowohl das ihm Schädliche abzustoßen als auch alles Zuträgliche und Bekömmliche an sich zu ziehen. Wenn nun entweder die Füße sich weigerten, die volle Last des Körpers zu tragen, oder die Augen das, was dem Wohl des Ganzen dient, nicht mehr sehen wollten, oder die Nase nicht mehr auf die verschiedenen Gerüche achten würde, oder der Geschmack keinen Unterschied mehr zwischen schädlich und unschädlich machte — wie, glaubst du, würde es dann um ein solches Wesen bestellt sein oder wie lange würde es bestehen können?[29]

Gleichnis vom menschlichen Organismus

Zu alldem kommt ein weiterer, noch schwerer ins Gewicht fallender Nachteil. Die Menschen nämlich, die sich der Spekulation zuwenden und sich damit der öffentlichen Tätigkeit entziehen, sind es gerade, die an geistiger Begabung und Klugheit die anderen übertreffen, ein Umstand, der notwendigerweise für das Staatswesen um so verhängnisvoller ist, als es dann, von den Weiseren im Stich gelassen, den weniger Klugen überant-

wortet wird. Wenn vor Troja Thersites seinen Posten in der Schlachtreihe der Griechen verläßt, so ist der Vorteil auf seiten der Trojaner gering, da ja Thersites, auch wenn er sein Möglichstes tut, den Feinden keinen großen Schrecken einzujagen imstande ist. Anders wenn, dem Agamemnon zürnend, der tapfere Achilles im Zelte säumt; dann ist es den Trojanern ein leichtes, die Griechen in die Flucht zu schlagen. Denn wer durch seine Gegenwart viel nützen kann, der wird durch seine Abwesenheit vielen Schaden verursachen. Genau so ist es im Staatsleben: wenn ein Bürger, der durch Begabung und Klugheit die übrigen überragt, seinen Platz am Steuer verläßt, dann müssen, sehr zum Schaden des Gemeinwesens, die weniger Begabten die Leitung in die Hand nehmen.
Aber hier wird nun unser Forscher einwenden: ,Ich gehe doch bei der Betrachtung der Natur der Dinge darauf aus, zu erfahren, was das Wohl der Menschen fördert, und will zeigen, nach welchen Gesichtspunkten man ein Staatswesen einrichten und mit welchen Gesetzen man es ausstatten muß; ich will ferner nachweisen, wie in einem Volke die Herrscher sein sollen, wem man die Ämter anvertrauen darf, mit welchen Strafen man die verschiedenen Vergehen zu belegen, durch welche Ehrungen man die Guten auszuzeichnen hat'. Heil unserem Forscher! Ich bewundere ihn und lobe es höchlichst, daß er sich einen solchen Schatz von Wissen sammelt. Aber wenn ich dann wieder sehen muß, daß er ihn verbirgt, ohne seinen großen Reichtum auch anderen zugute kommen zu lassen, so muß ich an einen Mann denken, der zwar sehr reich ist, aber seine Schätze vor allen geheim hält, sie vergräbt und weder sich noch anderen etwas gönnt. Das ist genau so, wie wenn es einer darauf anlegte, körperliche Gewandtheit und Stärke zu erlangen, und es dann nachher unterließe, sich irgendwie im Laufe oder Wettkampfe zu betätigen. Was hülfe es ferner, beim ewigen Gott, der Heilwissenschaft kundig zu sein, wenn man sie nicht zu Nutz und Frommen der Menschheit ausübte? Was würde uns Phidias mit seiner Kunst bedeuten, hätte er sie nicht in Gold und Elfenbein zur Anwendung gebracht? Numa Pompilius, der zweite König der Römer, ist der Überlieferung nach sehr weise gewesen. Und

in der Tat, ich *sehe* seine Weisheit, denn er hat das ihm anbefohlene Volk, das in seiner Wildheit mehr als billig zum Krieg neigte, zu besänftigen gewußt, zur Pflege von Recht und Religion angeleitet und erreicht, daß die Römer, deren kriegerische Ausrüstung noch kurz zuvor keinen genügenden Schutz gegen die Nachbarn gewährt hatte, sich dank dem Gewicht einer einzigen Persönlichkeit sicher fühlen durften. Ich übergehe Brutus und Publicola, die den Anfängen der Republik angehören, ich übergehe in der darauffolgenden Zeit Camillus, der dem Staatswesen, das seine bedeutende Stellung wieder verloren hatte und am Boden lag, sein früheres Ansehen zurückgab; ich rede nicht von Cato, Laelius, Scipio und vielen anderen, die uns alle als wissenschaftlich gebildete Männer geschildert werden: hätten diese sich lediglich der Betrachtung gewidmet und nicht mit ebensoviel Weisheit wie Mut die Staatsgeschäfte besorgt, so wäre weder, solange sie lebten, viel Rühmens von ihnen gewesen, noch auch würden sie jetzt, da sie schon solange tot sind, weiterleben. Unter unseren Zeitgenossen erwähne ich Federigo von Montefeltre, Herzog von Urbino, den ich unbedenklich den größten Feldherrn der Vergangenheit an die Seite stelle. Überaus zahlreich und ganz wunderbar sind die Fähigkeiten dieses hervorragenden Herrschers. Er besitzt einen scharfen Verstand, der alles mit Energie anfaßt, und so groß ist sein Eifer für die Wissenschaften, daß jeder freie Augenblick ihnen gehört. So hat er es denn durch vieles Lesen und Hören und vor allem durch vieles Disputieren dahin gebracht, daß er mit Recht den gebildetsten Männern beigezählt wird. Nimm nun an, er hätte sich ausschließlich auf derartige Spekulationen geworfen, ohne sich überhaupt um sein Staatswesen, das unter ihm im Frieden blüht und gedeiht, zu kümmern und ohne das Waffenhandwerk zu betreiben, in dessen Ausübung er nicht nur die Heerführer seiner Zeit unstreitig übertrifft, sondern auch mit dem gesamten Altertum es aufnehmen kann: wie klein würde dieser große Mann dastehen? Doch zurück zu den Alten! Weise war Herkules, aber er war nicht für sich weise, sondern hat mit seiner Weisheit fast allen Menschen genützt. Denn auf seinen Wanderungen, die ihn über den größten Teil des Erdkreises

Federigo von Montefeltre

Herkules

führten, hat er scheußlichen Untieren den Garaus gemacht, gefährliche und grauenhafte Ungeheuer bezwungen, grausame Tyrannen gezüchtigt, und vielen Völkern und Nationen Recht und Freiheit wiedergegeben. Wäre er bei seinem Lehrer Atlas geblieben und hätte er soviel Mühe nur auf müßige Weisheit verwendet, so stünde an Stelle des Herkules ein Sophist vor uns und niemand würde den Mut haben, ihn Sohn des Jupiter zu nennen, der doch gleichfalls, sofern wir ihn im Anschluß an die Auffassung der Platoniker als Weltseele deuten, niemals müßig ist[30]. Denn wenn er es wäre, so würde ja alles, was in beständiger Bewegung ist, sich zu bewegen aufhören. Die Himmel würden nicht mehr in ewigem Wandel kreisen, die Gestirne nicht mehr auf- und untergehen, die Elemente nicht mehr sich vermengen und umgestalten. Die Flüsse würden nicht mehr fließen, die Erde nichts mehr hervorbringen. Die Horen würden nichts ändern, die Parzen nichts zuteilen, die Musen nichts singen. Doch um zum Menschen zurückzukehren — du weißt, welche Männer es waren, die das Christentum ausgebreitet haben, und wie groß, wie umfassend, wie vielfältig ihre Gelehrsamkeit gewesen ist. Aber kannst du mir unter jenen ersten, durch deren planvolle Arbeit unser Glaube festgegründet worden ist, einen nennen, der sich ausschließlich den Wissenschaften zugewandt hätte, ohne in irgendeiner Weise mit dem tätigen Leben in Fühlung zu treten? Ich will der Kürze halber nicht alle erwähnen: allein wie denkst du über den Apostel Paulus? Wie viele gibt es, die du ihm an die Seite stellen könntest? Vergegenwärtige dir einmal seine Sprache! Ich glaube nicht, daß sich etwas Klangvolleres, etwas Überzeugenderes, etwas Packenderes denken läßt. Und was die Gelehrsamkeit des Mannes anbelangt, bedarf es da noch meines oder sonst eines Zeugnisses? Bezeichnet doch ihn als einzigen das feststehende, einmütige Urteil aller, die da sind und waren, mit Fug und Recht als Lehrer der Heiden, ihn, der in der Spekulation bis zum dritten Himmel emporgestiegen ist und Dinge geschaut und erkannt hat, die kein Mensch auszusprechen vermag. Hat er sich etwa in eine Zelle eingeschlossen und beständiger Meditation hingegeben, ohne irgendwie sich um das Wohl seiner Mit-

Der Apostel Paulus

menschen zu kümmern? Lies doch, was er in aller Bescheidenheit von sich schreibt und was auch viele heilige Männer bestätigen, nämlich wie viele Land- und Seereisen er, ohne an sich zu denken, unternommen hat, in wie viel Gefahren, in wie viele Nöte er geraten ist bei seinem Bestreben, das Schifflein Petri, das um ein kleines im Strudel der wildesten Fluten untergegangen und an spitzigen Klippen zerschellt wäre, in einen sicheren und ruhigen Port zu steuern. Ich habe nur einen von vielen angeführt. Denke jedoch daran, wie viele hochgelehrte Römer, wie viele Griechen man namhaft machen könnte, die alle, wie wir sehen, das ihnen ohne ihr Zutun angetragene Bischofsamt nicht aus Ehrgeiz, sondern aus leidenschaftlicher Liebe zum Nächsten übernommen haben, und die sich, wie ich überzeugt bin, nur von dem einen Gedanken leiten ließen, durch klugen Rat, freundliches Zureden, scharfe Zurechtweisung und überhaupt durch tatkräftiges Eingreifen möglichst vielen Menschen zu nützen und die Kenntnisse, die sie sich mit viel Fleiß und Mühe angeeignet, zu Nutz und Frommen ihrer Mitmenschen zu verwerten, anstatt ihr Pfund, wie jener Schalksknecht, zu vergraben.
Allein was bedarf es einer so ausgedehnten Beweisführung angesichts der Tatsache, daß im feststehenden und einhelligen Urteil aller Völker der Tätige immer dem Beschaulichen vorgezogen wird! Du brauchst dich nur mit den Einrichtungen der verschiedenen Staatswesen vertraut zu machen und du wirst sehen, daß die bedeutendsten Belohnungen und die höchsten Auszeichnungen nicht den Beschaulichen, sondern immer den Tätigen zugedacht sind. Als größte Ehrung galten Triumphe, die Errichtung von Siegeszeichen und Lobreden. Verschiedene Arten von Krönungen wurden erfunden, alle möglichen Titel erdacht. Vielen hervorragenden Männern sehen wir Denkmäler errichtet, die sie sowohl im Schmuck der bürgerlichen Toga als auch zu Pferd oder auf einem Stuhle sitzend darstellen. Prächtige Grabmäler wurden erbaut und öffentliche Schenkungen von Landbesitz vorgenommen, damit berühmte und um den Staat hochverdiente Männer durch derartige Denkzeichen unsterblich würden. Unter den Vertretern des beschaulichen Lebens

aber wirst du, auch wenn du die Beispiele aus dem ganzen Altertum zusammensuchst, nur ganz wenige finden, denen derartige Ehrungen zuteil geworden sind, während es der im bürgerlichen Leben Tätigen fast unzählige sind. Wozu führe ich das alles an? Damit du einsiehst, daß bei den weisesten und gerechtesten Herrschern, die ihren Staatswesen die besten Einrichtungen und Gesetze gegeben haben, *die* Menschenklasse mehr in Geltung stand, die mehr auf die Stimme der nie irrenden Natur hörte. Und damit du siehst, daß die Wahrheit sich immer durchsetzt: eben die Männer, welche die wissenschaftliche Muße über die staatsbürgerliche Tätigkeit gestellt haben, verkünden in ihren Schriften weit öfter das Lob des Herrschers als das des Philosophen. Denn wenn ihnen auch die Erkenntnis großer Dinge, von der ich, wie billig, immer einen sehr hohen Begriff gehabt habe, den höchsten Genuß gewährt, so haben sie doch der Stimme der Natur, der sich niemand verschließen kann, gehorchen und gelegentlich einer Auffassung Raum geben müssen, von der sie bei ihren Disputationen, bei denen sie den Mund allzuvoll nehmen, für gewöhnlich überhaupt nichts wissen wollen.

Das Gebot Gottes

Doch ich sehe, daß ich mich bei einer ganz klaren Sache über Gebühr lang aufhalte, zumal da durch ein einziges Gebot dessen, der uns aus dem Nichts gezogen und uns, als wir durch unsere Unbesonnenheit in den Tod gesunken waren, abermals zum Leben geführt hat, durch ein einziges Gebot des höchsten Gottes, sage ich, alles bewiesen wird. Lautet nicht ein göttliches Gebot, daß man seinen Nächsten lieben soll, wie sich selbst? [31] Und gibt es etwas, das dir näher stünde als der Staat? Auf welche Weise wirst du ihn nun lieben wie dich selbst? Dadurch, daß du ihn, wenn er in die Irre geht, auf den rechten Weg bringst, daß du ihn, wenn er in zweifelhafter Lage des Rates bedarf, richtig berätst, daß du, wenn er in größter Not und Gefahr deine Hilfe anfleht, dich nicht vergebens bitten lässest. Er braucht Bürger, die die Ämter klug und gerecht verwalten, er braucht Feldherrn, er braucht Soldaten. Wie anders glaubst du ihm die schuldige Liebe erweisen zu können als dadurch, daß du ihm beständig zur Seite stehst und nicht nur alle Arbeit

willig auf dich nimmst, sondern auch, wenn es sein muß, den größten Gefahren und dem Tod unerschrockenen Mutes entgegensiehst? Doch wozu bedarf es noch weiterer Worte? Wenn alle Philosophen, die jemals gelebt haben, die Ansicht vertreten, daß wir zum geselligen Leben innerhalb der menschlichen Gemeinschaft geboren sind[32], so verdient weder den Namen eines Menschen, wer nicht Bürger ist, noch den Namen eines Bürgers, wem das Wohl des Staatswesens, in dem er geboren, gleichgültig ist.

Das ist es, was ich, nicht sowohl in philosophischer Darstellung als vielmehr in der Art einer Vortragsübung, wie ich sie bei LANDINO anzustellen pflege, zugunsten des tätigen Lebens anführen zu müssen glaubte. Dabei kam es mir weniger darauf an, meine eigene Meinung in dieser Frage vorzubringen, als dich zu einer näheren Darlegung deiner maßgeblichen Auffassung zu veranlassen. Wenn ich dabei deine Geduld länger in Anspruch genommen habe, als es deiner Stellung und der Ehrerbietung, die ich dir schulde, entspricht, so wirst du das meinem glühenden Erkenntnisdrang zugute halten. Da ich nur wenig Gelegenheit habe, mich mit Fragen an dich zu wenden und die seltsame Wißbegier, die mich beseelt, zu befriedigen, so zürne mir, bitte, nicht, wenn ich dich mehr als billig hinhalte."

Als LORENZO zu Ende war, kam über alle Anwesenden ein gewaltiges Staunen. Denn waren auch schon längst in dem Jüngling Anzeichen davon zutage getreten, daß man alles Große von ihm zu erwarten habe, so war doch jetzt der allgemeine Eindruck der, daß eine solche ohne Vorbereitung zur Verfügung stehende Fülle des Ausdrucks, solche schlagfertigen Beweisführungen, eine solche Menge Beispiele auch einem reiferen Alter zu nicht geringem Lob gereichen würden. LEO BATTISTA jedoch, in dessen Natur es ja lag, daß er allen Wissensdurstigen seine ganze Zuneigung schenkte, und der LORENZO besonders ins Herz geschlossen hatte und wie ein Vater liebte, sprach also:

Battista tritt weiter für die vita contemplativa ein

„Schon längst, LORENZO, höre ich dir aufmerksam und mit dem größten Vergnügen zu. Sehe ich doch, daß du nicht nur alle Tugenden des gesellschaftlichen Lebens erfaßt hast, was

doch an sich schon in so jungen Jahren der höchsten Bewunderung würdig sein dürfte, sondern auch den Geist bereits zu Göttlicherem hinzuwenden vermochtest. Es ist doch ohne weiteres klar, daß alles, was du eben zugunsten des gesellschaftlichen Lebens vorgebracht hast, mich nur zu einer näheren Begründung meiner Behauptung, wonach die Erforschung der Wahrheit *über* der Tätigkeit steht, veranlassen soll. Das kann meines Erachtens ohne viel Umstände geschehen. Es bedarf ja keiner eingehenden Untersuchung, um festzustellen, daß die Betrachtung und Erforschung der Wahrheit etwas so Vornehmes ist, daß es abgesehen davon eigentlich keinen Gegenstand zu geben scheint, mit dem sich unser göttlicher Geist in würdiger Weise befassen könnte. Wer würde, sobald er nur über die Natur des Menschen genauer nachdenkt, nicht merken, daß nichts in uns vornehmer ist als der Intellekt? Sache des Intellekts ist es aber nicht, tätig zu sein, sondern zu betrachten, und zwar das zu betrachten, was ausschließlich Gegenstand des Intellekts ist, mit den Sinnen aber nicht wahrgenommen wird. Wenn nun also die Erforschung der Wahrheit dem Göttlichsten in uns obliegt, da sie es ja mit dem zu tun hat, was ganz unkörperlich und sinnlich nicht wahrnehmbar ist: wird sie da nicht über die Tätigkeit zu stellen sein? Wenn ferner die Obliegenheiten, die wir im Leben zu verrichten haben, gleichsam die Straße sind, auf der wir zum höchsten Gut geleitet werden, so ist eine Lebensart, die uns diesem Ziel geradeswegs und ohne Unterbrechung entgegenführt, doch ohne Zweifel vornehmer als eine solche, bei der das Gegenteil der Fall ist. Beim Nachsinnen über große Fragen ist es nun so, daß wir uns gewissermaßen immer in derselben Richtung vorwärtsbewegen, während wir bei der Tätigkeit durch eine Menge der verschiedenartigsten Dinge fast gleichzeitig in Anspruch genommen werden. Während daher Martha viel Mühe und Not hat, sitzt Maria unterdessen beständig beim Herrn. Ferner ist das, was größere Wonne gewährt, dem vorzuziehen, bei dem sie geringer ist. Sie ist aber größer bei der Erforschung der Wahrheit: denn Maria sitzt bei Tische, während Martha sich dauernd zu schaffen macht. Noch einen weiteren Gesichtspunkt möchte ich nicht unerwähnt lassen. Wer

Martha und Maria

sieht nicht, daß das, was um seiner selbst willen erstrebt wird, immer höher zu werten ist als etwas, das wir nicht um seiner selbst, sondern um eines anderen willen begehren? Dafür aber, daß wir die Spekulation um ihrer selbst willen begehren, kann ich mich sowohl auf dich selbst und auf alle Gelehrten berufen, als auch durch das gewichtige Zeugnis des Psalmisten mühelos erhärten, was jeder eigentlich schon von selbst weiß. ‚Eines nämlich', so sagt er, ‚bitte ich vom Herrn, danach verlangt mich.' Was das ist, wonach er verlangt, das gibt er zu erkennen, indem er fortfährt: ‚Daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Leben lang, zu schauen die Lieblichkeit des Herrn[33].' Weiterhin wäre zu sagen, daß wir uns der Spekulation in einem Zustand der Stille und Sammlung hingeben, weshalb auch jenes Wort seine volle Berechtigung hat: ‚Seid stille und erkennet, denn ich bin Gott[34].' Bei der Tätigkeit aber geht es nicht ohne Aufregung und Unruhe ab. Maria sitzt ja ruhig da, während Martha emsig für alles sorgt. Begreiflicherweise, da diese nicht vom Stofflichen loskommt, das voll von Aufregung ist und von den Fluten der verschiedensten Leidenschaften umbrandet wird, jene dagegen den Blick unverwandt auf das Göttliche gerichtet hält, das von keiner Leidenschaft weiß. Maria erfüllt ihre Aufgabe allein mit der Seele, die unsterblich ist und keiner Befleckung unterliegt, Martha vermag nichts auszurichten ohne die Sinne, die dem Körper untertan sind und sich leicht täuschen lassen, und die wir nicht mit Gott, sondern mit den Tieren gemein haben. Und so schließt denn der Gottessohn selbst in der göttlichsten Weise die ganze Stelle, indem er sagt: ‚Maria hat das beste Teil erwählt, das nicht von ihr genommen werden soll[35]'. Es heißt ‚das *beste* Teil', damit man sieht, daß auch das tätige Leben gut ist, obschon es freilich weit hinter dem beschaulichen kommt. Daß dieses beste Teil nicht von Maria genommen werden soll, ist leicht einzusehen. Wenn nämlich unsere von Gott geschaffenen Seelen dereinst zu ihm zurückkehren und in seiner Anschauung zur Ruhe kommen werden — wie sollte da nicht das menschliche Treiben endlich aufhören und gänzlich dahinschwinden, so daß wir in der Betrachtung Gottes für immer die seligste Ruhe genießen?

Allein da eine derartige Darstellungsweise mehr Sache der Dialektik als der Redekunst ist, so will ich sehen, ob ich auf einem anderen Wege weiter komme. Und da du ja den Männern, die auf öffentliche Tätigkeit verzichten und sich ganz der Muße widmen, den Vorwurf des Müßiggangs gemacht hast, so wollen wir einen aus unserer Bürgerschaft herausgreifen, der in der genannten Weise lebt und doch seine Lebensführung wacker zu verteidigen versteht: etwa den hervorragenden Physiker und Mathematiker PAOLO, den dein Großvater Cosimo ebensowohl wegen seines erstaunlichen Wissens als auch wegen seiner anziehenden Art in der Unterhaltung und im gelehrten Gespräch ganz besonders geschätzt hat[36]."

Paolo Toscanelli

„Einverstanden", sagte LORENZO; „denn der ist unter allen unseren Mitbürgern, soviel mir bekannt ist, der einzige, der in der Erkenntnis der höchsten Dinge vollkommen aufgeht und darüber hinaus nichts kennt."

„PAOLO also", fuhr BATTISTA fort, „ist als Bürger unserer Stadt geboren und alle öffentlichen Angelegenheiten gehen ihn ebenso an wie die übrigen Bürger. Allein er meidet alle Umtriebe und Kämpfe des städtischen Lebens, indem er sich in der Zurückgezogenheit unausgesetzt der Erforschung der Wahrheit hingibt. Sollte ihm nun der Vorwurf gemacht werden, daß er, weil er sich den Aufgaben des bürgerlichen Lebens entziehe, das Wohl und Ansehen des Gemeinwesens hintansetze, so würde er sich, glaube ich, folgendermaßen verteidigen:

Paolos Verteidigungsrede

‚Ihr Männer von Florenz! Wenn ich fern von euch mein Leben führe, so weiß ich genau, daß ich damit kein Unrecht gegen euch begehe. Eigne ich mir doch weder öffentliche oder private Mittel, sei es im geheimen, sei es mit offener Gewalt, an, noch auch ist meine Lebensführung derart, daß ich dem Staat irgendwie Schande mache, so daß er bedauern müßte, mich hervorgebracht zu haben. Den einzelnen Bürgern gegenüber aber zeige ich mich weder ungefällig, noch hochfahrend oder geizig. Auf die Wahrung der Gesetze und Einrichtungen, die ein ungefährdetes Bestehen des Staates verbürgen, ist keiner mehr bedacht als ich. Ich weiß wohl, daß politischer Einfluß und Ämter im Urteil der Menschen sehr viel gelten und daß denen, die sie ver-

walten, die höchsten Ehren zuteil werden, sofern sie dabei die größte Tüchtigkeit an den Tag legen, während sie im umgekehrten Falle notwendigerweise nichts als Schimpf und Schande ernten. Daher ist es sehr weise von Anaxagoras von Klazomenae, wenn er sagt, daß das Amt den Mann zeige. Denn wer eine hohe und überragende Stellung einnimmt, dessen Tugenden und Laster bleiben keinem verborgen, und er wird so weit getadelt, als er vom geraden Wege abweicht. Wenn nun ein Bürger, sei es aus verwerflicher Ruhmsucht, sei es infolge seiner großen Liebe zum Vaterland, an der Verwaltung des Staatswesens teilzunehmen wünscht, so möge er sich vorher genau prüfen und darüber ins klare zu kommen suchen, welche Einsichten und welche diesen entsprechenden Fähigkeiten er für eine so schwierige Aufgabe mitbringt. Wird doch auch ein Maler oder Bildhauer seine Arbeit nicht richtig ausführen können, wenn er nicht zuvor einerseits über das Wesen seiner Kunst sich genau unterrichtet hat und andererseits genügend Werkzeuge besitzt, um das im Geiste bereits vor ihm stehende Werk mühelos auszuarbeiten; sonst wird man ihn entweder des Mangels an Einsicht zeihen oder den Eindruck haben, daß es ihm an den äußeren Mitteln gebricht. Falls ich nun gefragt werde, welche Bedingungen der Bürger zu erfüllen hat, dem man mit Recht die Leitung des Gemeinwesens anvertrauen kann, so werde ich ohne alles Bedenken antworten, daß da alle Mühe umsonst sein wird, wo die Erkenntnis der Wahrheit fehlt. Denn wie sich unserem Auge, wenn wir in dieses Leben eintreten, das Licht darbietet als das Mittel, durch das wir alle Körper sehen können, so bietet sich unserer Seele, wofern wir nicht ganz und gar vom rechten Weg abirren, die Gewißheit der Erkenntnis dar. Sie allein zeigt uns nicht nur jenes letzte Ziel, das ein jeder erreichen möchte, sondern sie sagt uns auch, wie wir am kürzesten und leichtesten zu ihm kommen können. Wer aber, ohne auf dieses innere Licht zu schauen, zu dem genannten Endziel zu gelangen trachtet, der wird wie ein blinder Führer mitsamt denen, die ihm folgen, kopfüber in den Abgrund alles Jammers stürzen, und wen dieser einmal verschlungen hat, der ist rettungslos verloren. So stelle ich denn dieses Licht, durch das wir

unsere Natur und was ihr nottut erkennen, weit höher als jenes, das von der Sonne kommt und uns vergängliche Körper zeigt. Aber wenn wir uns dem Niedrigen und Gemeinen zuwenden, wird es uns niemals zuteil werden. Wer sich der Sinnenlust ergibt oder dem Geiz verfallen ist oder an der Ehrsucht krankt, der wird nie von ihm erleuchtet werden, sondern nur der, den die glühendste Liebe zur Erforschung der Wahrheit beseelt. Damit ich nun dieses Licht erlange, lasse ich mich von den Erkenntnissen der Vernunft leiten, ohne mich jedoch dabei von der Bahn der Natur zu entfernen. Soweit meine Auffassung.
Falls ihr mir nun heftiger zusetzt, werde ich mich auf einen der Männer, die es in der Erforschung der Dinge sehr weit gebracht haben, berufen, und der wird sich nicht scheuen zu behaupten, daß er bei dieser Art der Lebensführung sogar allein dem Gemeinwesen weit mehr nütze als viele von denen, die ihr täglich auf dem Markt und im Rat seht, zusammen. Und wahrlich, niemals würde ich euch zustimmen, wenn ihr sagtet, daß *der* auf die Erhaltung des Staates bedacht sei, der sich die Erhaltung von Häfen, Werften, Stadtmauern, Kirchen oder Säulenhallen angelegen sein lasse. Alles das wird, soweit es nicht feindlicher Gewalt zum Opfer fällt oder der Unbill des Himmels erliegt, sicherlich durch die Zeit, vor deren Zahn nichts bestehen kann, von Grund aus zerstört werden. Einzige Wächterin und zuverlässigste Erhalterin des Gemeinwesens ist vielmehr die Eintracht der Bürger, und diese hat da statt, wo die Handlungen der einzelnen Bürger sich auf dasselbe Ziel richten, den verschiedenen Tönen eines Saitenspiels vergleichbar, die zusammen den lieblichsten Einklang ergeben, den die Griechen als Harmonie bezeichnen. Voraussetzung hierzu ist, daß die besten Gesetze vorhanden sind; den Gehorsam gegen die Gesetze aber wird die Tugend derer, die sie auszuführen haben, verbürgen; die Tugend ferner ist das Ergebnis der durch ernste Forschung zu gewinnenden Vernunfterkenntnisse. Diese können wir allein durch dauernde Beschäftigung mit der Wahrheit erlangen, und die Wahrheit endlich wird uns durch anhaltende, in der Stille auf sie verwendete Arbeit zuteil. Denn kein anderes Werkzeug benützt die Tugend außer der wahren Vernunft, die unseren

Geist schärft und uns dazu antreibt, immer weiter zu lernen, das Gelernte ins Gedächtnis aufzunehmen und gegebenenfalls zur Anwendung zu bringen. Und wenn wir dies tun, werden wir niemals vom rechten Weg abkommen. Derart also ist die Beschäftigung mit der Wahrheit und eine solche Eigenschaft und Kraft wohnt in der Vernunft, und darum müssen wir alles tun, um sie uns anzueignen, denn sie allein führt zum höchsten Gut.'

Siehst du nun, in welcher Weise ein der Spekulation ergebener Mann sich verteidigt! Auf deine geistvoll ersonnenen und mit Gewandtheit vorgebrachten Argumente wird er aber, wie ich glaube, also antworten. Zunächst einmal, wenn du gesagt hast, man müsse bei der Betrachtung des Menschen seiner körperlichen und geistigen Seite *zugleich* Rechnung tragen, so wird er nicht in Abrede stellen, daß wir, da wir nun einmal in dem beschwerlichen Kerker des Körpers eingeschlossen sind, uns der Sorge für den Körper nicht ganz entschlagen dürfen, sondern beide Seiten unseres Wesens berücksichtigen müssen, und daß allerdings bis zu einem gewissen Grad zuzugeben ist, daß wir aus Seele und Körper bestehen. Aber wenn wir unsere Natur genauer untersuchen, werden wir erkennen, daß es allein der Geist ist, der den Menschen zum Menschen macht. Diese Anschauung finden wir, wie ich sehe, nicht nur bei dem großen Plato, sondern auch bei den an Gelehrsamkeit unübertroffenen christlichen Theologen. Was ist dann der Körper? Ich könnte ihn eine Fessel des Geistes nennen, die bald von ihm abfällt; ich könnte ihn als ein irdenes Gefäß bezeichnen, das in kurzem zerschellt, oder endlich als ein Kleid, das sich rasch abträgt und wertlos sein wird. Der Geist hingegen ist ewig und verlangt als Nahrung und Speise nicht das Handeln, sondern die Betrachtung. Doch wir wollen die Kirche im Dorfe lassen, wie man zu sagen pflegt, und zugeben, daß der Mensch nicht nur eine geistige, sondern auch eine körperliche Seite hat. ‚Wie?' — wirst du fragen — müssen wir dann nicht auch dem Körper Rechnung tragen?' Gewiß müssen wir das. Denn solange wir in diesem irdischen Leben weilen, kann die Seele bei vielen Verrichtungen den Beistand des Körpers nicht entbehren, da sie ja nur mit Hilfe der Sinneswahrnehmungen, deren Gegenstände als räum-

lich und zeitlich bedingte wir beständig entstehen und vergehen sehen, zu der ihr gemäßen Erkenntnis der göttlichen und ewigen Dinge gelangen kann. Wenn du daher behauptest, daß die Tugenden des tätigen Lebens, die sittlichen Tugenden also, der Seele und dem Körper zugleich dienen, so bin ich damit einverstanden, wofern du dich überzeugen lässest, daß alle diese Tugenden auf der Fähigkeit des Erkennens beruhen. Wer könnte denn gerecht *leben*, wenn er nicht zuvor erkannt hat, was gerecht *ist*, und daß das, was gerecht ist, unserer Natur entspricht und also getan werden muß? Ebenso verhält es sich offenbar mit der Tapferkeit und mit der Mäßigung. Wir können demnach die Tugenden, die beim Handeln wirksam sind, nur durch die forschende Tätigkeit des Geistes erlangen. Das zeigt sich deutlich bei Martha und Maria. Denn es ist nicht so, daß Maria von Martha Hilfe erbittet, sondern Martha von Maria, wenn sie beim Herrn klagt, daß sie von ihrer Schwester verlassen sei. Martha bittet also um Beistand, womit gesagt ist, daß die Tätigkeit ohne vorausgehende Erforschung der Wahrheit so gut wie nichts ausrichten kann. Die Erforschung der Wahrheit wird also deswegen vornehmer sein, weil sie sowohl die genannten, auf die Tätigkeit sich beziehenden Tugenden hervorbringt und beim Handeln mithilft, als auch dazuhin die Göttlichkeit zu erreichen vermag, die diesen versagt ist. Das ist auch, wie ich glauben möchte, der Grund, warum der ewige Gott dem großen Führer der Juden, Moses, die Gesetze, die das Volk anleiten sollten, gut und richtig zu handeln, nicht in einer Stadt und mitten im Gewühl der Menschen gegeben hat, noch auch in einem ringsumschlossenen Tale, oder auf freiem Feld oder in einer Niederung, sondern auf dem Gipfel eines hohen Berges. Damit wollte nämlich Gott, der Schöpfer aller Dinge, uns zu erkennen geben, daß die Menschen die zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten notwendigen Kenntnisse nur in der Erforschung der erhabensten Fragen sich erwerben können. Deshalb werden uns sowohl zur Sicherung des Zusammenlebens in der menschlichen Gemeinschaft als auch zur Bewältigung jener beiden Feinde der menschlichen Seelenruhe, des Schmerzes und der Lust, die Tugenden, die es mit der Erforschung der

Wahrheit zu tun haben, von viel größerem Nutzen sein als jene, die sich mit dem tätigen Leben befassen. Und dies um so mehr, als einerseits das die Menschen verbindende gesellschaftliche Zusammenleben nicht aus der Vorzüglichkeit unserer Seele, sondern aus der Bedürftigkeit unseres Körpers entspringt[37], und andererseits jene Feinde, deren Grimm du in deiner Rede so lebendig geschildert hast, daß wir es mit der Angst bekamen, zugleich mit dem Körper begraben werden. Denn wenn unsere Seelen frei von allem Makel des Körperlichen in ihren Urzustand zurückgekehrt sind, dann bedarf es keiner Gemeinschaft mehr und kein Feind ist zu fürchten, und die Tätigkeit wird aufhören, da ja die Fähigkeit der Betrachtung mehr und mehr erstarkt ist. Die Wonne aber, die aus der Wahrheit fließt, ist von ewiger Dauer. Denn nicht umsonst sagt er, der überhaupt kein Wort umsonst gesprochen hat: ‚Maria hat das beste Teil erwählt, das nicht von ihr genommen werden soll.' Gewiß, wir werden trotzdem der tätigen Lebensart, falls sie von jeder Art von Tugenden begleitet ist, immer das höchste Lob spenden; allein größeren Dank, glaube ich, schulden wir doch den Männern, die in der tiefsten Stille zu Einsichten und Erkenntnissen gelangt sind, die jenen im tätigen Leben Stehenden, auf die ihr euch beruft, als Richtschnur bei der Verwaltung des Staates dienen[38].

Cicero vereinigt in sich die Tugenden des tätigen und beschaulichen Lebens

Dazu kommt noch, daß die in der Stille gewonnenen Erkenntnisse eine größere Wirkung haben und weit mehr Menschen nützen, als dies bei den Handlungen der Fall sein kann. Für das eine wie für das andere können wir denselben Mann als Beispiel anführen. Läßt sich jemand denken, der im Handeln bewundernswerter gewesen wäre als Marcus Cicero? Er, der während seines Konsulats so viel Klugheit und so viel Mut an den Tag gelegt hat, daß er die Stadt vor der Feuersbrunst, das römische Volk vor der Knechtschaft, ganz Italien vor der Verwüstung bewahrt hat. Er, der es nach der Ermordung Cäsars verstanden hat, ohne Waffengewalt den bewaffneten Antonius, der Privatmann den Konsul, trotz des Widerstandes vieler Senatoren von der Stadt fernzuhalten und es dahin brachte, daß dieser vom Senat, wenn auch nicht ausdrücklich als Feind er-

klärt, so doch tatsächlich als ein solcher angesehen wurde. Diese staatsmännischen Erfolge sind derart, daß wir sie den größten Triumphen der hervorragendsten Feldherrn voranzustellen haben. Wie? Werden wir nun bestreiten, daß Handlungen dieser Art unsterblichen Ruhm verdienen? Keineswegs! Wie sollten wir es auch, da doch Cicero unter den größten Mühen und Gefahren und, wie der schließliche Ausgang zeigt, sogar unter Aufopferung seines Lebens alles versucht hat, um die schon lang unterdrückte oder vielmehr verlorengegangene Freiheit wiederherzustellen. Aber, möchte ich dich fragen, war er, als er sich von den Staatsgeschäften zurückgezogen und ganz der Erforschung großer Fragen zugewandt hatte, für sein Vaterland so bedeutungslos geworden, daß er ihm in keiner Weise mehr genützt hätte? Hat er doch, indem er alle Denkmäler der griechischen Literatur durcharbeitete und mit seinem göttlichen Geist durchleuchtete, nicht nur seinen Mitbürgern wertvolle Kenntnisse übermittelt, sondern auch in seiner das ganze Weltall umspannenden Forschertätigkeit festgestellt, was Sinn und Endziel des menschlichen Lebens ist und welche Pflichten wir im Leben zu erfüllen haben, um dieses Ziel zu erreichen. Hat er doch ferner Mittel und Wege gefunden, damit wir Tod, körperliche Schmerzen und Qualen, Krankheit und die übrigen Wirrnisse der Seele verachten können. Hat er doch endlich in jenen wundervollen Büchern über die Gesetze und über den Staat die gesamte Wissenschaft des staatsbürgerlichen Lebens behandelt und zu Nutz und Frommen aller Menschen nachgewiesen, wie der Staat eingerichtet sein muß, wenn sein Zustand ein glücklicher sein soll, wie seine Führer und Lenker beschaffen sein müssen, welches die Pflichten der Privatleute und der Beamten sind, aus welchen Ständen und Klassen von Menschen der Staat zusammengesetzt und mit welchen Gesetzen er ausgestattet sein muß, welche Aufgaben der Ratsherr, der Heerführer, der Soldat, der Handwerker, der Landmann zu erfüllen hat. Wenn er nun dies alles, was er in der scharfsinnigsten und geistvollsten Weise erdacht hat, in klarer, wortreicher, erhabener, geschmackvoller Darstellung vorbringt und uns dabei nicht allein mühelos überzeugt, sondern auch mächtig fortreißt und in Entzückung ver-

setzt: wirst du da noch behaupten, er habe seinen Mitbürgern und der Menschheit keinen Nutzen gebracht? Mache dir doch einmal den Unterschied klar zwischen jenen herrlichen Taten und diesen göttlichen Gedanken! Mit den ersteren hat er einzig und allein seinem Volke genützt, durch die letzteren aber ist er der Lehrer für alle die geworden, die der lateinischen Sprache mächtig sind. Durch seine klugen und besonnenen Maßnahmen hat er die größten damals drohenden Gefahren beseitigt; die in seinen Schriften niedergelegten Ergebnisse seines Forschens jedoch schauen in alle Zeiten. Und so war er nicht nur für die Menschen, die um ihn und zu seiner Zeit lebten, ein Berater, sondern er hat auch den Unzähligen, die nach ihm kamen, und jenen, die künftig sein werden, Anweisungen für ein gutes und glückseliges Leben hinterlassen. Und fürwahr, wenn du die Bücher solcher Männer durchblätterst, so wirst du finden, daß *sie* es sind, die durch ihre Schriftwerke die anfänglich in Roheit und Stumpfsinn dahinlebenden Menschen dem Menschlichen zugänglich gemacht und auf diese hohe Stufe der Bildung gebracht haben! Denn bevor jene Weisen die vor der Gründung von Städten in Wald und Feld vereinzelt herumstreifenden Menschen zusammenführen und durch Gesetze erziehen konnten, mußten sie sorgfältig erforschen, was dem Menschen zuträglich ist und was seiner Natur am meisten entspricht.

Zusammenfassung

So komme ich denn in der ganzen Frage zu folgendem Endergebnis. Wer in der Tätigkeit lebt, nützt zwar, aber entweder für den Augenblick oder für kurze Zeit; wer uns aber die im Dunkel sich bergende Natur der Dinge enthüllt, der wird für immer nützen. Denn die Handlungen eines Menschen vergehen mit ihm, seine Gedanken aber überdauern sieghaft alle Zeiten und gewinnen dadurch Ewigkeitswert. Wenn daher dein an der Pforte sitzender Weiser die Einlaßbegehrenden sich anschaut, so wird er den Ratsherrn, den Redner, den Soldaten, den Rechtsgelehrten und mit ihnen die ganze übrige Schar derer einlassen, die du vorher im einzelnen aufgezählt hast. Und mit Fug und Recht wird er dies tun, da der Staat aller dieser so gut wie der Körper seiner Glieder bedarf und ohne sie unvollkommen wäre und nicht eben viel anfangen könnte. Wenn nun aber unser



Philosoph herantritt und auf die Frage, wie er in der Gesellschaft sich nützlich zu machen gedenke, zur Antwort gibt, er wolle sich zwar von aller Tätigkeit zurückziehen und sich weder privaten noch öffentlichen Aufgaben zuwenden, werde sich aber dafür die Untersuchung der wichtigsten Fragen angelegen sein lassen und mit allen Mitteln erforschen, was nützlich, was gut, was der Natur entsprechend sei, und das Erforschte schriftlich niederlegen: wird ihm dann, frage ich dich, der Weise am Tor den Eintritt verwehren? Oder wird er sich nicht vielmehr vor ihm ehrfurchtsvoll, wie vor einem sterblichen Gott, erheben, ihn bis zur Mitte der Stadt geleiten und dafür Sorge tragen, daß ihm die beste und vornehmste Wohnung angewiesen und er auf öffentliche Kosten verpflegt wird? Ja er wird ihn allen Bürgern als Vorbild vor Augen stellen und als einen Mann, von dem jeder erfährt, in welcher Weise er die im Gemeinwesen ihm zugeteilten Obliegenheiten zu erfüllen hat, und bei dem er in zweifelhaften Fällen wie bei einem Orakel sich Rats erholen kann. Wer wird bestreiten, daß ein solcher Mann dem Staatswesen von Nutzen ist, wo doch er allein das ihm anvertraute Amt von sich aus richtig versehen kann, während alle anderen zuerst ihn befragen müssen. Ich habe deswegen vorher, wie du den Staat mit einem Schiff und mit einem lebendigen Körper verglichen hast, über den Aufwand an Worten für mich lächeln müssen und, da ich den eigentlichen Zweck deiner Rede wohl merkte, deinem Vorhaben im stillen zugestimmt. Aber du kannst es mir glauben, am besten wird *das* Fahrzeug gesteuert werden, in dem außer der von dir angeführten Bemannung auch unser Philosoph sich befindet, der frei von aller Tätigkeit lediglich erforscht, was für die Fahrt zuträglich ist, und denen, die seinen Rat begehren, sagt, was sie zu tun haben. So werden auch in einem lebendigen Körper die Sinne erst dann die richtige Entscheidung treffen und erst dann wird das Begehrungsvermögen vor Irrwegen bewahrt bleiben, wenn ein Verstand wirksam ist, der selbst zwar von äußerer Tätigkeit frei bleibt, aber dafür mit seinem Rate sich zur Verfügung stellt. — Du hast weiter gesagt, dem Staat erwachse daraus der größte Schaden, daß er, wenn die Begabteren sich der Erforschung der Wahrheit widmen, von

den weniger Bedeutenden geleitet werde. In Wirklichkeit jedoch wird der Weise es sich gewiß immer angelegen sein lassen, die, welche in schwierigen Fragen sich an ihn wenden, gut zu beraten, und so wird er denn, wenn nicht mit der Tat, so doch mit seinem Rate nützen. Und, glaube mir, es werden überhaupt immer nur ganz wenige sein, die die menschliche Gesellschaft meiden und für sich allein sein können. Denn das vermag nur ein Mensch, der die menschliche Natur bereits überwunden und sich dem Göttlichen zugewandt hat. Es werden also, wie gesagt, nur ganz wenige dafür in Frage kommen. Sehen wir doch, daß ihrer im Laufe so vieler Jahre nur ein erstaunlich kleines Häuflein ist, daß

„Hier und dort nur sieht im unendlichen Meer man Schwimmer“[39],

weswegen nicht zu befürchten ist, das Staatswesen würde verlassen dastehen. Aber gerade diese wenigen, die sich in der angegebenen Weise der Betrachtung hingeben, sind für ihre Mitbürger von größter Bedeutung. Dienen sie doch den anderen als ein mahnendes Vorbild, das sie davon abhält, daß sie dem Schlafe und dem Bauche frönen und sich allen höheren Gedanken verschließen. Auch werden unsere Weisen, wenn die Bürgerschaft sie in leitender Stellung verwenden will, ihre Dienste keineswegs verweigern. Sagt doch der göttliche Plato, daß der Weise, wenn er einen Weisen an der Spitze des Staates stehen sehe, sich der Muße widmen werde, da es viel angenehmer sei, beherrscht zu werden als zu herrschen; wenn aber Toren die Gewalt in Händen haben, werde er entweder selbst an ihre Stelle zu treten oder sie zu belehren suchen. Wo er aber weder selbst zur Leitung zugelassen werde, noch auch jene der Belehrung zugänglich seien, da werde er sich auf sich selbst zurückziehen und den Menschen auf andere Weise sich nützlich zu machen versuchen[40]. — Du hast weiterhin eine große Zahl von Männern namhaft gemacht, die durch herrliche Taten im Krieg und im Frieden sich göttliche Ehren erworben haben: ich halte sie noch viel größerer für würdig und erkläre sie unbedenklich für ganz große und bewundernswerte Menschen. Denn wenn ich mich auch veranlaßt sehe, die Beschaulichen höher-

zustellen, so heißt das noch lange nicht, daß ich die Tätigen überhaupt nicht gelten lasse. „Ein *Gott* ist unter den Menschen, Wem es gelang, der Dinge Natur zu ergründen“, heißt es bei Maro[41]. Aber als den größten und hervorragendsten *Menschen* sehe ich den an, der richtig zu handeln versteht. Und weil dieser lieber für andere als für sich tätig ist — obschon auch ihm, da er ein Mensch ist, nichts Menschliches fremd sein wird —, weil er die Arbeit der Muße, Aufregungen und Gefahren der Ruhe vorzieht und in der Sorge um das Wohl des Nächsten sein eigenes vernachlässigt, so habe ich ihn dafür mit Fug und Recht so sehr gepriesen. Ehrt doch auch der Staat die Männer vor allen anderen, die zu ehren am meisten seinem Vorteil entspricht. Und darum zieht er durch jede Art von Ehrungen Männer an sich, die geeignet sind, ihn zu schützen, zu mehren und sein Ansehen zu fördern. Zwar ist an sich schon eine große Kraft in der Tugend und ihre Schönheit erstrahlt in so hellem Glanze, daß wir schon um ihrer selbst willen sie begehren müssen. Allein angesichts der sittlichen Verkehrtheit und Verderbnis der Menschen, angesichts ihrer Unfähigkeit, sich selbst zu erkennen, werden nur wenige willens sein, sich einer mühevollen Aufgabe oder großen Gefahr zu unterziehen, wenn ihnen nicht glänzende Belohnungen in Aussicht gestellt werden. Und überhaupt wird man weit mehr Menschen finden, denen es nur um die äußeren Abzeichen der Tugend zu tun ist, als solche, die die Tugend auch dann lieben, wenn sie keinen sichtbaren Lohn einträgt. Da nun also nicht alle von der wahren Vernunft sich leiten lassen, so ist es weislich eingerichtet, daß wir durch derartige Lockmittel für das Gute und Rechte begeistert werden.

Das sind die Gesichtspunkte, die mich bei der Frage der Erforschung der Wahrheit einerseits und des richtigen Handelns andererseits bewogen haben, die Erkenntnis *über* die Tätigkeit zu stellen. Allein bei genauerer Überlegung sehe ich doch, daß der Mensch, auch wenn er von Haus aus ein geistiges Wesen ist, den Körper keineswegs außer acht lassen darf und daß er seiner natürlichen Bestimmung nach sowohl durch die Bande der Liebe mit den anderen Menschen verbunden als auch von Begeisterung für die Erkenntnis erfüllt sein soll. Und deshalb

werde ich *den* erst für einen wahren Mann erklären, der *beiden* Lebensarten in angemessener Weise gerecht wird und *beide* in sich vereinigt, indem er einerseits der Tätigkeit so viel Raum gönnt als die menschliche Bedürftigkeit, die Rücksicht auf die Gesellschaft und die Liebe zum Vaterlande gebietet, andererseits aber sich der Betrachtung zuwendet, wohl wissend, daß er, soweit ihm nicht die menschliche Unzulänglichkeit Grenzen setzt, in ihr seine eigentliche Bestimmung erfüllt. Er wird also forschen, um des höchsten Gutes teilhaftig zu werden, und er wird handeln, damit für ihn und die Seinen kein Schaden entstehe. Beides aber wird er dann in richtiger Weise tun, wenn er nach jeder Seite so viel gibt, als genug ist. Sind ja doch die beiden Lebensformen nicht so von Grund aus verschieden, daß sie sich nicht bis zu einem gewissen Grade verbinden ließen. *Schwestern* sind ja und unter *einem* Dach wohnen Maria und Martha; beide sind Gott wohlgefällig, Martha, indem sie dient, Maria, indem sie sich bedienen läßt. Beide sind gut, die eine, indem sie sich müht, die andere, indem sie ruht, wobei jedoch weder der Gegenstand der Mühe verwerflich ist, noch auch die Ruhe Müßiggang bedeutet. Wir werden daher Martha anhangen, damit wir nicht unsere Pflicht als Menschen verabsäumen; viel inniger aber werden wir uns mit Maria vereinen, auf daß unsere Seele mit Nektar und Ambrosia gelabt werde. Dadurch werden wir allmählich zur Erkenntnis Gottes aufsteigen, und wer nicht weiß, daß darin das höchste Gut besteht, von dem kann man wohl sagen, daß er über sich selbst und seinen Ursprung im ungewissen ist. Wenn ich an die vielen Erschütterungen denke, denen wir während unseres einem sturmbewegten Meer nur zu ähnlichen Lebens ausgesetzt sind, dann wird mir klar, wie überaus schwer es für uns ist, das höchste Gut zu erreichen, wenn wir uns nicht zu der genannten Erkenntnis des Wahren wie in einen sicheren Port flüchten. Das wurde nicht allein von allen Philosophen, soweit sie wenigstens dieses Namens würdig sind, mit eindringlichen Worten wiederholt ausgesprochen: zwei weise Dichter, Homer und Maro, haben denselben Gedanken für solche Leser, die schärfer hinsehen, in wundervoller Weise allegorisch eingekleidet zum Ausdruck gebracht, so daß

Das Ideal ist eine Vereinigung der beiden Lebensformen

ich sie gerade darum mit dem größten Genuß lese. Denn was anders wollte jener in seiner Odyssee und dieser in der Aeneis darstellen, als das höchste Gut des Menschen, und nicht nur darstellen wollten es die beiden Dichter, sondern zugleich auch einen sicheren Weg weisen, auf dem wir, ohne in die Irre zu gehen, zu ihm gelangen können.

Doch wohin gerate ich? Habe ich vergessen, daß wir nicht sowohl um gelehrte Gespräche zu führen, als vielmehr der Erholung wegen an diesen Ort gekommen sind? Ich schlage daher vor, wir erheben uns, da wir ja zur Genüge ausgeruht haben, und begeben uns zu den Zellen hinunter, aber nicht auf dem Wege, den wir gekommen sind, sondern auf einem anderen, über diesen Abhang weg. Er führt zwar etwas um, ist aber dafür weniger steil."

„Gut," sagte LORENZO, „jedoch — dein Einverständnis vorausgesetzt — unter *einer* Bedingung, daß wir nämlich auch morgen und an den übrigen Tagen unseres Hierseins dich genießen dürfen. Und da du über die beiden Lebensarten nicht nur geschmackvoll und wortreich, sondern auch klar und scharfsinnig gesprochen hast, so fahre, bitte, fort und erweitere deine bezüglich Maro gemachten Andeutungen zu einer fortlaufenden und zusammenhängenden Darstellung! Was würde sich besser an den von dir gehaltenen Vortrag anschließen oder für Ohr und Sinn aller hier Anwesenden, die dich wie sonst keinen schätzen und verehren, angenehmer sein, oder was könnte meine und meines Bruders Studien mehr fördern — ich weiß ja, wieviel dir bei dem Wohlwollen, das du mir entgegenbringst, daran gelegen ist —, als wenn du nach dem Gespräch über die beiden Lebensarten uns jetzt an den Irrfahrten des Aeneas und seiner Reise nach Italien zeigtest, welche Anschauung der große Dichter in dieser Frage vertritt!"

Als LORENZO geschlossen hatte und wir mit Wort und Gebärde seine Bitte lebhaft unterstützten, antwortete BATTISTA: „Wie ganz anders ist es gekommen, als ich es mir gedacht hatte! Ich begab mich hierher mit der Absicht, mir auf dem Lande Ruhe und Erholung zu gönnen, und nun werden mir Fragen vorgelegt, deren Lösung aus den tiefsten Tiefen der Philosophie

hervorgeholt werden muß. Doch guter Rat kommt über Nacht, wie es im Sprichwort heißt. Für jetzt wollen wir auf dem vorhin bezeichneten Pfad oder auf einem anderen, falls MARIOTTO einen noch bequemeren vorzuschlagen hat, zu den Zellen zurückkehren."

„Wählen wir den von dir angegebenen", sagte MARIOTTO. Zugleich ging er voran und wir stiegen unter munterem Geplauder, was ja, wie man zu sagen pflegt, beim Wandern so gut wie ein Wagen ist, hinunter.

Phot. Alinari



LORENZO DE' MEDICI

AUSSCHNITT AUS DEM „ZUG DER HEILIGEN DREI KÖNIGE“ VON BENOZZO GOZZOLI. FLORENZ, PALAZZO MEDICI

DER CAMALDOLENSISCHEN GESPRÄCHE DES CRISTOFORO LANDINO

ZWEITES BUCH

ÜBER DAS HÖCHSTE GUT

An den Erlauchten Federigo von Urbino

Wohl nicht ganz mit Unrecht, Erlauchter FEDERIGO, klagen viele über die Ohnmacht des Menschen, dem die Natur zwar eine tiefe Sehnsucht nach Erkenntnis eingegeben, aber dabei nur wenigen erlesenen Geistern vielleicht bis zu einem gewissen Grade die Möglichkeit, ans Ziel zu gelangen, gewährt hat, während sie den übrigen Menschen diese völlig versagte. Anstatt uns, so hören wir sie jammern, alle ihre Gaben in reicher Fülle und ohne zu kargen, einer liebevollen und gütigen Mutter gleich, zukommen zu lassen, benimmt sich die Natur vielmehr wie eine böse Stiefmutter, insofern sie uns zwar ein Ziel zeigt, das unser höchstes Entzücken erregt, und uns mit eitler Hoffnung erfüllt, aber dann hinsichtlich des ganzen Wegs uns so im ungewissen läßt, daß wir im Dunkel des Irrtums herumtappen und keinen Pfad finden, auf dem wir sicher dahin gelangen könnten. Werden doch unsere Seelen gleich von Anfang an durch die Last des Körpers zu Boden gedrückt und durch die Materie, in der sie als dem schlimmsten, was es geben kann, versunken sind, gewissermaßen trunken gemacht, so daß sie in tiefem Schlummer liegen und lange Zeit nur die vom Körper stammenden Sinne in uns herrschen, während die Vernunft erst spät erwacht, und zwar zu einer Zeit, da schon der sinnliche Begehrungstrieb die Gewalt über das ganze Leben, die doch nicht ihm, sondern der Vernunft zukommt, wie ein grausamer Tyrann an sich gerissen hat. Kehrt nun die Vernunft nach langer Verbannung endlich in ihr Reich zurück, so wird sie nur von wenigen der Ihrigen erkannt und von noch wenigeren aufgenommen, so daß sie ihr Gebiet entweder überhaupt nicht zurückgewinnt oder nur in widerruflicher Weise zur Herrschaft zugelassen wird. Denn da die Sinne sich der Seele bemächtigt hatten, bevor diese das Licht der Vernunft zu schauen vermochte, so wurde sie durch die schlechte Gesellschaft, in der sie sich befand, verdorben und mit falschen Vorstellungen erfüllt, weswegen sie nur mit Mühe sich zurechtzufinden oder die Wahrheit zu erfassen vermag. Hat sie aber endlich einmal die Wahrheit, wenn auch nicht im vollen Strahl der Sonne, so doch, wie es bei Maro heißt,

„Im kärglichen Licht des trügerisch scheinenden Mondes“[1] als einen rettenden Port erblickt, dann wird sie von den Fluten der verschiedensten Leidenschaften hin und her geschleudert und von den Wogen wieder auf die hohe See hinausgerissen, so daß sie den Hafen, in dem sie sich schon geborgen wähnte, gänzlich aus dem Auge verliert.
Zu alldem kommt noch ein weiterer und nach der Meinung jener Gelehrten nicht geringer Nachteil, nämlich die Kürze unseres Lebens. Die Natur hat ja, wie Demokrit sagt, die Wahrheit in Dunkel gehüllt, und darum können wir sie bei der tiefen Finsternis, die sie umgibt, spät erst und nur unter den größten Mühen finden und ans Licht ziehen, und sterben, bevor es uns vergönnt ist, an das Ende unseres Laufes zu gelangen.
Es gibt nun viele Menschen, die dieser Auffassung beipflichten. Will doch ein jeder lieber in schnödem Undank die Schuld auf die Natur schieben als seine eigene Trägheit freimütig eingestehen. Daß der Fall aber ganz anders liegt, das sehen wir deutlich an dem Beispiel berühmter, durch Geist ausgezeichneter Männer, die, obschon weder unter anderen Voraussetzungen als die übrigen Sterblichen geboren, noch auch nach einem anderen Bilde geschaffen, doch durch beharrlichen Fleiß und unermüdliche Tätigkeit ein Ziel erreicht haben, dem nahezukommen mit Recht als Seligkeit gilt. Um für jetzt die große Zahl derer beiseite zu lassen, die in unseren Tagen oder auch in der Vorzeit, sei es durch Tätigkeit, sei es durch Betrachtung, dem Göttlichen am nächsten gekommen zu sein scheinen: kannst nicht du, Erlauchter FEDERIGO, uns als bestes Exempel dienen? Wer sich deine Ruhmestaten ins Gedächtnis zurückruft, der sollte meinen, daß dir keine Zeit zur Beschäftigung mit den Wissenschaften geblieben sei. Wenn wir aber auf der anderen Seite uns vergegenwärtigen, welch gelehrte Bildung du besitzest und wieviel unablässige Arbeit du an sie gewandt hast — muß man sich da nicht wundern, daß die Musen sich mitten in das gewaltigste Kriegsgetümmel und das schreckliche Getöse der Waffen hineingewagt haben? Wir lesen, daß viele Heerführer der Alten wissenschaftlich hochgebildet gewesen seien. Allein das ist ein Lob, das mehr den Zeitumständen als den Persönlich-

keiten zukommt: es wäre doch für sie eine Schande gewesen, wenn sie sich in einem Gebiet nicht ausgekannt hätten, auf dem fast alle Welt sich Ruhm erwarb. Unsere Zeit dagegen hat zwar nicht wenige Männer hervorgebracht, die sich im Kriegswesen hervortaten, und vielleicht könnte man unter ihnen allen auch einige entdecken, bei denen sich ein gewisser Anflug von wissenschaftlicher Bildung feststellen läßt. Allein einen Herrscher, bei dem man im Ernst von einer solchen reden könnte, habe ich außer dir bisher nicht gefunden, und darum erstrahlt dein Ruhm in um so hellerem Glanze. Du hast dich nicht mit dem Besitz der Fertigkeiten zufrieden gegeben, die doch an sich schon immer in höchster Ehre standen, und wolltest nicht nur dem Mars folgen, bei dem alles im Lärm der Waffen und Schmettern der Trompeten erschallt, vielmehr hast du dir vor allem die Verehrung der Pallas zur Aufgabe gemacht, die nicht allein als Göttin des Kriegswesens, sondern auch als Göttin aller Weisheit gilt. Sie hat dir gleich einem zweiten mit Klugheit begabten Ulixes ihren Beistand in den schlimmsten Zeiten und in mißlichster Lage nie versagt; sie war es aber auch, unter deren Führung du dir trotz deiner Inanspruchnahme durch zahllose wichtige Geschäfte ein gelehrtes Wissen angeeignet hast, wie es viele, die in ungestörter Muße dahinlebten und alles in Hülle und Fülle hatten, auch nicht einmal von ferne zu erlangen vermochten. Wann hat jemals der Gedanke an den Feind oder das von allen Seiten dir zu Ohren dringende Geschrei deiner Soldaten deinen Sinn so ablenken können, daß du einen ganzen Tag hättest verstreichen lassen, ohne entweder selbst ein Buch vorzunehmen oder einem anderen, der vorlas oder im gelehrten Gespräch seine Gedanken entwickelte, aufmerksam zuzuhören? Deshalb darf es uns auch keineswegs wundern, wenn Männer von wissenschaftlicher Bildung bei dir immer in der höchsten Ehre standen. Wie viele sind es bei dir zu Hause, die du teils durch Zuwendungen immer gefördert, teils in der würdigsten Weise ausgezeichnet hast; wie viele sind es in ganz Italien, denen du, falls sie in dürftigen Verhältnissen lebten, in bewundernswerter Freigebigkeit deine Unterstützung oder, wenn ihr Vermögen ihnen ein bequemes Leben gestattete, die ihrer

Gelehrsamkeit entsprechende Anerkennung zukommen ließest! Daher möchte ich sagen — nicht sowohl um den Ruhm anderer Herrscher irgendwie zu schmälern, als um deinen unermeßlichen Verdiensten um die Musen, wenn nicht den schuldigen, so doch den mir möglichen Dank abzustatten: der einzige von allen Herrschern unserer Zeit, von denen ich weiß, der einzige, sage ich, der sowohl für Gelehrte, die in Bedrängnis sind, ein rettender Port und eine einzigartige Zuflucht ist, als auch solchen, die in besseren Umständen sich befinden, Ehren und Auszeichnungen zuteil werden läßt, ist FEDERIGO. Je mehr dich daher dieser oder jener Herrscher an Macht und Umfang des Gebiets übertrifft, mit um so größerem Lob werden immerdar die griechischen, lateinischen und florentinischen Musen deinen Namen in den künftigen Zeiten in den Himmel erheben, da sie ja, von den übrigen Höfen verbannt, bei dir eine so gastliche Stätte finden, oder, richtiger gesagt, nicht sowohl als Gäste bei dir weilen, sondern bereits das Bürgerrecht erhalten und in einem prächtigen, mit Folianten aller Art reichlich ausgestatteten Heiligtum ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Denn du hast der Pallas, dem Apollo und den neun Musen in gesunder Lage eine wundervolle, geräumige und durch Fülle der Bücher ausgezeichnete Bibliothek geweiht[2]. Und darum ist dir ob deines so herrlichen, so ehrenden und so nützlichen Geschenks dein Staatswesen nicht weniger zu Dank verpflichtet, als einst dem Pisistratus Athen oder dem Ptolemäus mit dem Beinamen Philadelphus Alexandria in Ägypten oder dem L. Lucullus, dem C. Cäsar und endlich dem Asinius Pollio Rom zu Dank verpflichtet waren: von ihnen allen ist ja überliefert, daß sie Bibliotheken gegründet haben, die mit Büchern jeder Art reichlich ausgestattet waren. Und fürwahr, was für ein Rüstzeug, was für einen Hausrat, was für Schätze wird sich ein Mann, der den ehrwürdigen Namen eines Herrschers mit Recht trägt, lieber sammeln als jene, die allein für uns die beste Wegzehrung sind, und mit deren Hilfe wir zum höchsten Gut gelangen können! Denn in ihnen ist Nektar und Ambrosia und damit die Nahrung, welche die höchste Wonne eines glückseligen Lebens ausmacht.

Die Bibliothek in Urbino

Aber da ich nun höre, daß du von allen deinen fast unzähligen Büchern gegenwärtig mit größtem Eifer jene zu lesen pflegst, die von dem Wesen des Gutes und des Übels handeln, so möchte ich dich auch mit meinen Gedanken über diesen Gegenstand bekannt machen. Nicht als ob ich dir etwas Neues bieten könnte — ich bin nicht so unbescheiden, daß ich dich, wie im griechischen Sprichwort das Schwein die Pallas, belehren wollte[3]. Vielmehr werde ich es lediglich als ein Zeichen großen Wohlwollens mir gegenüber betrachten, wenn unter so vielen Denkmälern einer bedeutenden Gelehrsamkeit auch meinem Werk ein bescheidener Platz vergönnt würde. Wie ich also das am ersten Tage von BATTISTA geführte Gespräch im vorausgehenden Buche niedergelegt habe, so habe ich auch die von dem göttlichen Mann am folgenden Tag angestellte Disputation diesem zweiten Buch anvertraut und dir gewidmet, im Krieg Unbesiegter, einzigartiger Beschützer der Musen, FEDERIGO!

Kaum war es also Tags darauf richtig hell geworden, als wir zur Messe gerufen wurden. Diese hatte nämlich MARIOTTO, unser in jeder Weise zuvorkommender und liebenswürdiger Gastgeber, deshalb auf eine frühe Stunde angesetzt, damit wir mehr Zeit hätten, BATTISTA anzuhören. Er führte uns dann einen Weg, der ebenso reich war an landschaftlichen Reizen wie an Denkmälern einer ehrwürdigen Frömmigkeit und Strenge der Lebensführung[4]. Die Lieblichkeit der Natur und die Merkmale alter Gottesfurcht bereiteten dem Auge und dem Sinn eine solche Freude, daß wir uns bei dem Quell fanden, bevor wir uns recht bewußt wurden, daß wir den Fuß über die Schwelle gesetzt hatten. Als wir uns nun, an Ort und Stelle angekommen, niedergelassen hatten und alle in tiefem Schweigen den Blick auf BATTISTA gerichtet hielten, begann dieser also:

Beginn des Gesprächs über das höchste Gut

„Ich sehe, daß ich sprechen soll. Aber höre nur, LORENZO, wie freigebig mich die Nacht gemacht hat! Ich will nämlich nicht allein meine Zusage erfüllen, sondern auch noch etwas dreingeben. Du hast begehrt, was sowohl zu wissen eines edlen Menschen würdig als auch zu hören angenehm und in vielen Lagen keineswegs unnütz sein dürfte. Allein da unser Gespräch

nun einmal diese Wendung genommen hat, so wird es nicht unzweckmäßig sein, wenn ich, bevor ich deinem Wunsch nachkomme, nacheinander, jedoch so kurz als möglich, das Wesen des Gutes und des Übels erörtere. Du wirst sagen: ‚War das nicht der Gegenstand unseres gestrigen Gesprächs?‘ Im ganzen ja; allein die Fragestellung war doch eine andere. Gestern nämlich handelte es sich darum, welches der *Weg* ist, der uns mit einiger Sicherheit zum Ziele führt. Heute aber müssen wir, wie ich glaube, untersuchen, welches jenes *Ziel* ist, das wir zu erreichen wünschen. Ich werde nun zunächst die Ansichten fast aller Philosophen über diese Frage darlegen und dazu sehr vieles aus dem Gebiet der christlichen Theologie beiziehen; die genaue Kenntnis aller dieser Anschauungen wird uns dann unsere Aufgabe bei Maro wesentlich erleichtern.“

Als wir alle lebhaft zustimmten und unsere gespannte Erwartung zu erkennen gaben, fing BATTISTA, soweit ich mich erinnere, also an:

„Da es auf Grund unserer gestrigen Unterredung feststeht, daß der Mensch weder zu völlig tatenloser Muße, noch zu trägem Sinnengenuß geboren oder rein zufällig entstanden ist, sondern entweder zur Erkenntnis der höchsten, göttlichen Dinge oder zu gewissen herrlichen und für das Menschengeschlecht wohltätigen Handlungen vom ewigen Gott geschaffen wurde, so scheint mir immer ein solches Gespräch besonders wertvoll zu sein, in dem aufs beste dargelegt wird, welches das letzte und höchste Ziel ist, dem sich alle auf richtige Lebensführung und vernünftiges Denken gerichteten Bestrebungen unterzuordnen haben. Nun hat ja allerdings in dieser Frage, wie ich sehe, unter den alten Schriftstellern kein kleiner Streit geherrscht; allein wenn wir alle ihre Anschauungen zusammenstellen und gegeneinander halten, dann wird nach meiner Überzeugung nicht eben viel Geist und Gelehrsamkeit dazugehören, um ohne weiteres zu erkennen, welche Anschauung der Wahrheit oder der Wahrscheinlichkeit am nächsten kommt.

Jene Gelehrten haben sich nun nicht nur hinsichtlich des Namens geeinigt — denn ohne Widerspruch von irgendwelcher Seite reden sie von einem ‚höchsten Gut‘ —, sondern sie waren

auch über dieses selbst der einmütigen Ansicht, daß es Selbstzweck, alles übrige dagegen nur Mittel zum Zweck sei. Jedoch bei der weiteren Frage, welches nun eigentlich das Wesen des höchsten Gutes sei, entstand unter den Philosophen eine solche Meinungsverschiedenheit und entbrannte ein so heftiger Kampf, daß man den Eindruck gewinnt, als sei es ihnen weniger um die Erforschung der Wahrheit zu tun als darum, den einmal eingenommenen Standpunkt mit aller Verbissenheit zu verteidigen. So kam es, daß dieser ganze mit dem sittlichen Leben sich befassende Teil der Philosophie, der doch auf *einen* Mann, nämlich Sokrates, zurückgeht und darum etwas Einheitliches sein sollte, infolge der Verschiedenheit der menschlichen Meinungen und Bestrebungen in viele Teile zerrissen und zersplittert wurde. Gewiß ist jener schuldlose Mann, der mit ungemeinem Scharfsinn sowohl das Richtige zu finden wußte als auch beharrlich genug war, um an dem Gefundenen festzuhalten, sich in seinen Anschauungen immer treu geblieben. Da er jedoch mit der ihm eigenen Ironie die Dinge von zwei Seiten betrachtete, so hat er dadurch den Eindruck erweckt, als ob er nicht immer dieselbe Meinung vertrete, sondern das eine Mal diese, das andere Mal eine andere. Damit hat er seinen Anhängern gleichsam Handhaben gegeben, so daß sie ihn jeweils gerade für *die* Auffassung als Zeugen anrufen konnten, die ihrer eigenen geistigen Veranlagung am meisten entsprach. Das ist der Grund, warum wir bei den Griechen ebensoviele Sekten und Philosophenschulen finden, als es Anschauungen über das höchste Gut und größte Übel gibt. Wir werden jedoch, glaube ich, im Anschluß an M. Varro und M. Cicero, beides gewichtige Autoritäten, da nicht von einer besonderen philosophischen Schule reden müssen, wo zwar in den sonstigen Fragen Gegensätze vorhanden sind, über das höchste Gut und größte Übel jedoch Übereinstimmung herrscht. Gibt es doch dafür, daß der Mensch philosophiert, keinen anderen Grund als den, daß er glücklich sein will, und das kann er nicht, wenn er nicht über das höchste Gut Klarheit gewonnen und es erreicht hat. Wo wir also keiner besonderen Auffassung über das höchste Gut begegnen, dürfen wir nicht von einer Sekte reden.

Sokrates der Begründer der Ethik

Die Philosophie der Alten Obwohl wir nun aus Körper und Seele bestehen, waren doch einige der alten Philosophen — um nunmehr von ihnen zu sprechen — von so dürftigem und stumpfem Verstande, daß sie die Göttlichkeit des menschlichen Geistes mit ihrem Geiste nicht zu erfassen und nichts wahrzunehmen vermochten außer dem Körper und den dem Körper dienenden Sinnen. Sie glaubten daher, nur dieser existiere, und sahen darum das höchste Gut in etwas, das sich auf den Körper bezieht. Und weil es nun die *Die Sinnenlust* den Sinnen schmeichelnde Lust ist, die mit Macht jedes Geschöpf an sich lockt, so haben die Philosophen, die ihr die Herrschaft übertrugen, viele Schüler gefunden. Als erster Vertreter *Aristippus von Kyrene* dieser Lehre wird Aristippus genannt. Zu Kyrene in Libyen geboren, ließ er, obwohl er in Athen den Sokrates gehört hatte, doch allein die Lust gelten. Er machte jedoch die Erfahrung, daß man sie nicht immer haben könne. Um nun zu verhindern, daß er, wenn er im Überfluß sich der Lust hingegeben hatte, in mageren Zeiten Unlust fühle, stellte er sich in eigenartiger Weise so ein, daß er, was sich ihm darbot, genießen, und was er nicht hatte, mühelos verachten konnte. Er ist der erste unter den Sokratikern, der um Geld gelehrt hat. Auch legte er sehr viel Wert auf seine Beziehungen zum Hofe des Tyrannen Dionysius von Syrakus, um sich auf bequeme Weise die Mittel zu allen möglichen Lüsten zu verschaffen. Mit größtem Gleichmut nahm er es hin, wenn er irgendeinen Verlust erlitt oder geringschätzig behandelt wurde. Als ihn ein Freund verwundert fragte, warum er sich so ruhig von Dionysius habe anspucken lassen, gab er zur Antwort: ‚Wenn die Fischer beim Fang von armseligen Gründlingen sich von den Wellen durchnässen lassen, wie sollte ich es da einem fetten Karpfen zulieb nicht gelassen hinnehmen, daß ich angespieen werde?‘ Doch nichts weiter von dem vielen Unwürdigen, das er über sich ergehen ließ, nur um sich nicht die Lust, in deren Besitz er sich allein glücklich wähnte, versagen zu müssen! Nicht mit Unrecht hat ihn denn auch Diogenes als königlichen Hund bezeichnet.

Die Anschauung des Aristippus teilte, wie Nikomachus, der Sohn des Aristoteles, berichtet[5], Eudoxus von Knidus, ein im übrigen bedeutender Philosoph, der sich auf mathematischem

und medizinischem Gebiet ausgezeichnet und auch als kluger Gesetzgeber erwiesen hat. Ferner gehört hierher Dionysius von Heraklea. Er hatte von Zeno von Kition, dem Haupte der Stoiker, gelernt, leidlich standhaft zu sein, und sah wie dieser nur in der Tugend ein Gut, während er das Laster als einziges Übel verabscheute. Als ihn aber später ein Augenleiden befiel, unterlag er dem Schmerz, worauf er die Säulenhalle[6] verließ und zu den Kyrenaikern abfiel und sich nicht schämte, jegliche Lust sogar vor aller Augen zu befriedigen. Auch hat er in einem Buch eingehend über die Lust gehandelt und sie als einziges Gut empfohlen.

Epikurus

Was ich aber über den Athener Epikurus, der als eifrigster Anwalt der Lust gilt, sagen soll, weiß ich nicht. Denn in seinen ‚kyriai doxai', d. h. Merksprüchen, stellt er bei der Erörterung des höchsten Gutes den Satz auf, daß er außer den Lustgefühlen, die durch den Geschmackssinn oder den Liebesgenuß oder den Reiz der schönen Form in uns hervorgerufen werden, nichts kenne, das als ein Gut anzusprechen wäre. In dem Brief an Hermarchus dagegen wertet er die Tugend so hoch, daß er zu sagen wagt, er fühle sich bei den schlimmsten körperlichen Qualen — in denen er doch selbst das größte Übel sieht — glücklich im Bewußtsein seiner guten Taten. Ferner spricht er gelegentlich von der Lust in einer Weise, daß man den Eindruck gewinnt, als meine er viel mehr eine Lust der Seele als eine solche der Sinne. Wieder an anderen Stellen ist es nicht die Lust, sondern die Unempfindlichkeit gegen den Schmerz, die er als Gut bezeichnet. Richten wir nun aber von hier den Blick auf seine Lebensführung, so werden wir eine Fülle von Zügen finden, die des höchsten Lobes würdig sind. Seine Anschauungen über Gott sind falsch; allein unter seinen Handlungen ist keine zu finden, die nicht gelobt zu werden verdiente. Nie hat er in seinem Tun und Lassen die Grenzen dessen, was recht und billig ist, überschritten, noch auch andere dazu verleitet. Keine Schmerzen, keine Qualen konnten ihm seine unerschütterliche Standhaftigkeit rauben. So groß war seine Treue, so groß seine Nächstenliebe, daß er den Kindern seiner verstorbenen Freunde nicht nur eine standesgemäße Erziehung ange-

deihen ließ, sondern auch in seinem Testament noch für sie in diesem Sinne sorgte. Welche Zurückhaltung oder vielmehr welche Beherrschtheit er ferner der Lust gegenüber, die er doch so hoch preist, an den Tag gelegt hat, kann man leicht daraus erkennen, daß er nur selten Wein trank und selten zum Brot etwas anderes nahm als ein Stückchen Käse[7]. Er scheint es also keineswegs wie die große Menge gemacht zu haben. Die meisten Menschen suchen sich ja auch dann, wenn sie das schändlichste Leben führen, dennoch in Wort und Gebärde den Anschein der größten Enthaltsamkeit und Sittenstrenge zu geben — weswegen auch der Satiriker sagt:

‚Wo ist die Gasse nicht voll von finsteren Lastern?‘[8]

Epikurus aber, der Anschauungen vertritt, wie sie nicht einmal ein Wüstling ohne zu erröten aussprechen würde, gibt doch in seinem Lebenswandel nicht einmal dem Sokrates etwas nach. Soviel über Epikurus.

Unempfindlichkeit gegen den Schmerz

Hieronymus von Rhodus, gewiß ein gelehrter und zugleich anziehender Schriftsteller, hat es doch nicht verstanden, den würdevollen Ernst der Peripatetiker, in deren Schoß er aufgewachsen war, zu wahren, und so erklärte er zwar nicht die Lust, wohl aber die Unempfindlichkeit gegen den Schmerz für das höchste Gut. Er folgt darin, wie viele glauben, Periander, dem Tyrannen von Korinth, der als erster diese Ansicht vertreten haben soll. Auf demselben Standpunkt steht Leukippus von Abdera, ebenso Theodorus, der, weil er die Existenz der Götter leugnete, Atheos genannt wurde.

Demokrit

An Demokrit nun gehen alle, die einige gelehrte Bildung besitzen, mit größeren Erwartungen heran. Wenn dieser hochbedeutende Philosoph die ‚euthymia‘ als höchstes Gut bezeichnet, so versteht er unter ihr nicht nur die Abwesenheit von Schmerzen körperlicher Art, sondern jenen geordneten und ruhigen Zustand der Seele, der dann eintritt, wenn sie von Leidenschaften gereinigt ist. Ich glaube demnach, daß der Ausdruck euthymia bei Demokrit dasselbe bedeutet, was mit dem ‚Frieden‘ unserer Heiligen Schrift gemeint ist, der nach dem hebräischen Dichter das höchste Gut darstellt. ‚Preise, Jerusalem,‘ so singt er, ‚den Herrn, rühme, Zion, deinen Gott! Denn er hat die Riegel deiner Tore fest-

gemacht, deine Kinder in dir gesegnet. Er schafft deinen Grenzen Frieden.'[9] Wenn die Riegel der Tore fest verschlossen sind, kann niemand aus- noch eingehen. Mit anderen Worten: da, wo das Begehrungsvermögen von keiner sonstigen, weder einer äußeren noch einer inneren Ursache bewegt wird, außer von der Vernunft, waltet der tiefste Friede in der Seele. Betrachten wir dies, solange wir leben, als höchstes Gut, so werden wir niemals vom rechten Weg abirren. Doch davon nachher.

Damit glaube ich nun in Kürze die Philosophen namhaft gemacht zu haben, die in der Lust bzw. in der Unempfindlichkeit gegen den Schmerz das höchste Gut erkannt haben.

Weiterhin finde ich die Anschauung vertreten, daß Lust oder Schmerzlosigkeit nicht für sich allein, sondern in ihrer Vereinigung die Voraussetzung für ein glückseliges Leben seien. Hierher möchte ich Epikurus lieber rechnen als unter jene Philosophen, die allein der Lust anhangen. Es hat ferner Philosophen gegeben, die auch mit einer Verbindung von Lust und Schmerzlosigkeit die Frage nicht für gelöst hielten, sondern der Ansicht waren, man müsse *alle* ‚Urgüter der Natur', wie sie sie nennen, beiziehen, damit man ein so hohes Ziel erreiche. Zu diesen Urgütern gehört nach der Meinung der meisten auch die Lust und das Freisein von Schmerz; ihre Zahl ist jedoch weit größer, und zwar sind sie teils seelischer, teils körperlicher Art. Doch darüber werde ich mich später bei passenderer Gelegenheit ausführlicher und deutlicher aussprechen[10].

Die Urgüter der Natur

Wenn du nun die genannten Anschauungen richtig abwägst, so wirst du finden, daß ihnen allen keine größere Bedeutung zukommt, und daß jene Philosophen weder den Geist von den Sinnen zu trennen, noch über die Sinne hinaus etwas Höheres zu begreifen vermochten. Wir tun ihnen gewiß kein Unrecht, wenn wir sie gering einschätzen. Wie sollte man sich auch über einen Philosophen nicht lustig machen, der bei seinem Forschen das höchste Gut des Menschen in etwas gefunden zu haben vermeint, das entweder überhaupt nicht zum Wesen des Menschen gehört oder doch nur seinen geringsten und schlechtesten Teil ausmacht! Einen solchen Forscher werden wir, denke ich, mit vollem Recht statt Liebhaber der Weisheit, Liebhaber des Fleisches nennen.

Das Irrtümliche einer solchen Auffassung haben denn auch jene Philosophen, die sich sowohl durch Sittenstrenge als auch durch Schärfe des Verstandes auszeichneten, eingesehen: ihre Bewunderung für die Göttlichkeit des Geistes ging so weit, daß sie als für den Menschen wesenhaft nur ihn gelten ließen.

Das höchste Gut ist die wissenschaftliche Betätigung

Darum haben sie auch in der Erforschung der göttlichen und menschlichen Dinge und in der Ergründung der Geheimnisse der Natur jenes letzte Ziel gesehen, dessentwegen alles übrige zu geschehen habe. Die ersten Vertreter dieser Ansicht sollen Thales von Milet, einer der sieben Weisen, und der ihnen gleichfalls beigezählte Bias von Priene gewesen sein; dazu wird noch Anaxagoras von Klazomenä sowie der Sokratiker Euklides genannt. Wenn ich auch Aristoteles hier anführe, so werde ich nicht in den Verdacht kommen, als sei es mir entgangen, was er im zehnten Buche seiner Ethik sagt[11]. Doch von ihm soll nachher die Rede sein, wenn wir die Anschauungen der peripatetischen Schule, die von ihm ausging, entwickeln werden.

Endlich wäre hier noch eine dritte Gruppe von Philosophen zu erwähnen, die diese Art von Forschertätigkeit von vornherein ablehnen und dafür in der Lebensführung und im Handeln

Die Tugend

einen solch ausschließlichen Wert auf die Tugend legen, daß sie neben ihr nichts als ein Gut zu bezeichnen wagen und nichts als ein Übel außer dem Laster. Als die ersten unter den Griechen haben diese Meinung, wie wir lesen, Pittakus von Mytilene, Menedemus von Lampsakus und Bion von Borysthenes vertreten; aber auch die Sokratiker und Pythagoreer scheinen ihr nicht fernzustehen. Die meisten und gewichtigsten Beweise für

Die Stoiker

diesen Standpunkt bringen jedoch die Stoiker bei, Philosophen von wahrhaft männlicher Gesinnung, die in jeder Art von Gefahr so viel Seelenstärke und allen Lüsten gegenüber so viel Selbstbeherrschung an den Tag legen, daß man den Eindruck gewinnt, als ob keine Tücke des Schicksals sie von der Höhe ihrer unerschütterlichen Ruhe herabzustürzen vermöchte. Ihnen

Die Kyniker

wird man mit vollem Recht die Kyniker an die Seite stellen können, bei denen wir die gleichen Anschauungen und die nämliche Kraft der Seele finden; sieht man von Äußerlichkeiten ab, so merkt man fast keinen Unterschied.

Du siehst nun, welche Rolle die Tugend bei den Stoikern spielt. Die Peripatetiker aber und die Anhänger der alten Akademie glauben bei der Frage nach dem Wesen des höchsten Gutes auf die Natur zurückgehen zu müssen. Da nämlich alles von der Natur Geschaffene erst dann gut und glücklich lebt, wenn es, um mich so auszudrücken, in der seiner Natur entsprechenden und angemessenen Weise lebt, so ist es nach ihrer Meinung unmöglich, das letzte Ziel des Menschen zu erkennen, wenn man nicht zuvor seine Natur erkannt hat. So geht denn M. Varro, den jeder Gelehrte wegen seiner großen und vielseitigen Gelehrsamkeit unbedenklich den größten Männern der Griechen an die Seite gestellt hat, bei seiner Untersuchung des Endziels folgendermaßen zu Werke[12]. Zunächst, sagt er, müsse man bei der Frage nach dem höchsten Gut des Menschen untersuchen, was das sei, was wir Mensch nennen und ob es aus Seele *und* Körper bestehe. Denn da die Seele weit vorzüglicher sei als der Körper, so lege sich die Frage nahe, ob nicht die Seele allein den Menschen ausmache, der Körper aber nicht als ein Teil des Menschen betrachtet werden dürfe, sondern ihm nur beigegeben sei wie das Reittier dem Reiter — denn unter einem Reiter verstehen wir nicht etwas aus Mensch und Reittier Zusammengesetztes, sondern nur den Menschen allein, der aber doch wegen seiner Beziehung zum Reittier Reiter genannt wird. Oder ob der Körper allein den Menschen ausmache, und zwar so, daß er gewissermaßen sich zur Seele verhält wie das Trinkgefäß zum Trunke. Denn es ist nicht so, daß der Becher mitsamt dem im Becher befindlichen Trunke Trinkgefäß genannt wird, sondern nur der Becher heißt so, der jedoch nie als Trinkgefäß bezeichnet werden würde, wenn er nicht zur Aufnahme des Trunkes bestimmt wäre. Da sich Varro für keine der beiden Auffassungen entscheiden kann und den Menschen weder ausschließlich als Körper noch auch ausschließlich als Seele betrachtet wissen möchte, so wirft er zuletzt die Frage auf, ob denn der Mensch nicht sowohl das eine als auch das andere sei, so wie wir unter einem Zweigespann nicht nur das eine der beiden Pferde verstehen, sondern die beiden ans Joch gespannten zusammen. Diese Frage bejaht der große Gelehrte und kommt so zu der

Die Peripatetiker und die alte Akademie

M. Varro

Auffassung, daß das höchste Gut, durch das wir glücklich sein werden, sich aus Gütern der Seele und des Körpers zugleich zusammensetze.

Die Urgüter der Natur Aus diesem Grunde glaubt er auch, daß die Urgüter der Natur um ihrer selbst willen erstrebt werden müssen. Jedes lebende Wesen fühlt sich ja von Natur zu sich selbst innig hingezogen und ist mit allen Mitteln auf seine Erhaltung bedacht. Denn als ersten Trieb hat ihm unsere beste Mutter den gegeben, daß es sich erhalte und sich in einem Zustand befinde, der seiner Natur am meisten entspricht. So streben wir also nach Vollkommenheit unseres Körpers in allen seinen Teilen, wir streben nach Gesundheit, Unversehrtheit der Sinnesorgane, Abwesenheit des Schmerzes, Kraft, Schönheit und nach all den übrigen Gütern dieser Art, die man mit Bezug auf den *Körper* als Urgüter zu bezeichnen pflegt. Wir erstreben außerdem das, was diesen Gütern auf *seelischem* Gebiet entspricht, nämlich gewisse Funken und Samen von Tugenden, Fassungsgabe, Gedächtnis, kurz alles, was man mit dem Ausdruck geistige Begabung zusammenfaßt. Die Tugend selbst aber, deren Wurzel die Unterweisung ist und die als Kunst der Lebensführung bestimmt wird, erkennen wir, obwohl sie das vornehmste aller seelischen Güter ist, erst spät, weshalb Phato mit Recht den Menschen glücklich preist, dem noch im Greisenalter Weisheit und richtige Anschauungen zuteil werden[13]. Wenn nun also die genannte Tugend, welche die Kunst der Lebensführung ist, die Urgüter der Natur, die auch vor der Unterweisung alle schon da waren, als Güter erkannt hat, so erstrebt sie diese um ihrer selbst willen, um sich an allen zu freuen und sie zu genießen, die einen mehr, die anderen weniger, je nachdem sie wertvoll oder weniger wertvoll sind. Sie erfreut sich demnach aller, jedoch so, daß sie nötigenfalls auf die weniger wertvollen ohne weiteres verzichten kann, um wertvollere zu erlangen oder schon erlangte festzuhalten. Kein Gut also, mag es nun seelischer oder körperlicher Art sein, stellt die Tugend höher als sich selbst, da sie ja als die weiseste Führerin und Herrscherin von sich selbst und den übrigen Gütern, deren Besitz die Menschen beglückt, den besten Gebrauch zu machen versteht. Wenn *sie* ihre Herrscherstellung

im Leben aufgibt und die übrigen Güter sich ihr nicht mehr unterordnen, so werden sie notwendig zugrunde gehen; auch können sie nimmermehr für *den* Güter sein, der Mißbrauch mit ihnen treibt.
So wird also ein glückliches Leben einmal auf die Tugend sich gründen und sodann auf solche Güter der Seele und des Leibes, ohne welche die Tugend nicht bestehen kann. Wenn aber zu den genannten noch ein großer Teil der Güter hinzukommt, von deren Vorhandensein die Tugend nicht abhängig ist, so wird das Leben aus einem glücklichen ein noch glücklicheres werden. Treten sie endlich nicht nur zu einem großen Teil, wie ich eben sagte, sondern alle zumal hinzu, was könnte uns dann hindern, ein solches von allen Gütern umgebenes Leben das glückseligste zu nennen? Welches nun die Güter sind, ohne die die Tugend nicht bestehen kann, und welches jene, deren Vorhandensein für die Tugend nicht erforderlich ist, läßt sich leicht feststellen. Unversehrtheit der Sinnesorgane, Gedächtnis und ein gesunder Verstand sind Güter, ohne welche die Tugend nicht bestehen kann; denn sie ermöglichen uns das Wissen, ohne das wir die Tugend nicht zu begreifen vermögen. Körperliche Gewandtheit jedoch, sowie Stärke, Schönheit, vornehme Abkunft und ähnliche Dinge stehen in keiner notwendigen Beziehung zur Tugend, werden aber trotzdem von den Peripatetikern als Güter angesehen, auf welche die Tugend um ihrer selbst willen Wert legt und die der Weise richtig und wie es sich für ihn geziemt genießen wird. Ein solches glückliches Leben, behaupten sie weiter, diene zugleich der Gemeinschaft. So werden denn also dem Weisen die Güter der Freunde um ihrer selbst willen wert sein wie seine eigenen, und er wird dem Freunde dasselbe wünschen, was er sich wünscht, nicht seinetwegen, sondern dem Freunde zulieb. Dabei wird er jedoch seine Mitmenschen nicht gleich behandeln, sondern durch sorgfältige Prüfung sich darüber Klarheit verschaffen, an welcher Stelle er Vaterland, Kinder, Eltern, Verwandte und sonstige Angehörige, wo er seine Mitbürger, wo er endlich die übrigen Mitmenschen einzureihen hat, und inwieweit er der Menschheit als solcher seine Neigung zuwenden soll.

Damit glaube ich einen Überblick über die peripatetische Lehre vom höchsten Gut gegeben zu haben. Wenn du meinst, ich habe mich zu kurz gefaßt, so wisse, daß das kein großes Unglück ist. Du hast doch hier die beiden ACCIAIUOLI, du hast ALAMANNO, lauter Männer, die, gelehrt und beredt, wie sie sind, diese ganze Frage, falls dich danach verlangt, in eindringlicher und zugleich wortreicher Darstellung zu behandeln imstande sind. Schade, daß unser OLIVIERO ARDUINO nicht hier ist, der mir auf jedem Gebiet der Philosophie so viel gilt, daß ich ihm unter den Aristotelikern einen Ehrenplatz einräumen zu müssen glaube[14]."

Oliviero Arduino

„Gewiß zeichnet sich Arduino, wie du sagst, durch hervorragende Gelehrsamkeit aus," antwortete DONATO, „und wenn es ihm die Geschäfte erlaubt hätten, so wäre er ohne Zweifel mit LORENZO hierher aufs Land gegangen. Ob aber deine für uns so ehrenden Worte das Richtige treffen und nicht vielmehr allzu freundschaftlich gemeint sind, darüber mögen andere entscheiden; ungern hören wir es auf keinen Fall, wenn ein solches Lob aus solchem Munde kommt. Gewiß, wir haben immer die Ansicht vertreten, daß die Tugend um ihrer selbst willen, auch ohne die Erwartung irgendeines Lohnes, erstrebt werden müsse; allein soweit haben wir es, um der Wahrheit die Ehre zu geben, doch nicht gebracht, daß wir es nicht gern sehen würden, wenn ihr, so wie dem Körper der Schatten, ein Schimmer von Ruhm folgt. Ich wundere mich jedoch, daß du uns ausdrücklich den Aristotelikern zugezählt und dabei MARSILIO FICINO mit Stillschweigen übergangen hast."

Da gab BATTISTA, nachdem er MARSILIO einen lächelnden Blick zugeworfen hatte, zur Antwort: „Was anders, meinst du, DONATO, hat mich daran gehindert als der Neid? Ich bestreite nicht, daß MARSILIO auch aus der Quelle des Lykeion[15] in vollen Zügen getrunken hat. Da wir jedoch alle zugeben müssen, daß *er* es ist, der die Rätsel des Orakels der Akademie am besten zu deuten vermag, so lasse ich mir, das kannst du mir glauben, nicht das Zugeständnis erpressen, daß er auf *beiden* Gebieten gleich gut beschlagen sei."

„Du scherzest, BATTISTA", antwortete ALAMANNO, „und willst,

wie du es gerne tust, den Ernst deines Vortrags durch heitere Einfälle mildern. Aber Scherz beiseite, ich wollte, daß die übrigen Menschen an derselben Art von Neid krankten wie du. Dann entstünde nicht täglich unter den Gelehrten soviel Mißgunst und Eifersucht, vielmehr herrschte ein gegenseitiges Wohlwollen und jeder würde die Vorzüge des anderen ohne Falsch rühmend anerkennen, und wenn ihm irgend etwas nicht gefiele, so würde er freundschaftlich darüber hinwegsehen. So aber kann ich mich über vieler Leute — soll ich es Grausamkeit oder Torheit oder beides zusammen nennen? — nicht genug wundern, die, jedes menschlichen Gefühls bar, glauben, ihr Ruhm nehme in dem Maße zu, als sie den ihres Nächsten schmälern und verkleinern, und sich einbilden, sie könnten der Mitwelt ihre Gelehrsamkeit dadurch beweisen, daß sie die anderen der Unwissenheit zeihen. Eine solche Verwilderung wirkt auf mich ähnlich abschreckend wie irgendeine Mißgeburt. Die Beschäftigung mit den Wissenschaften pflegt doch auf den Menschen, sofern er nicht ein Ungeheuer in Menschengestalt ist, in derselben Weise einzuwirken, wie das Wasser auf die Lupinen. Wie diese, sobald man sie einweicht, alle Bitterkeit verlieren und sehr angenehm schmecken, so legt auch der menschliche Geist, wenn er durch die Wissenschaften gebildet wird, alles Rohe und Törichte und eines wahren Menschen Unwürdige ab. — Doch damit entfernen wir uns wohl zu weit von unserem Gegenstande und so möchte ich dich bitten, nunmehr fortzufahren."

Über die Eifersucht der Gelehrten

„Eine solche Abschweifung, ALAMANNO, ist mir sehr willkommen", erwiderte BATTISTA. „Ich kann das von dir Gesagte nur billigen und stelle mit Freuden fest, daß ihr nicht nur mit Worten, wie es zumeist der Fall ist, sondern auch in Tat und Wahrheit Philosophen seid.

Aber um nun endlich das Gespräch da, wo es abgebrochen wurde, wieder aufzunehmen: in der genannten Art etwa pflegen die Peripatetiker die Frage des höchsten Gutes zu behandeln. Daß die alte Akademie denselben Standpunkt eingenommen hat, bezeugt M. Varro unter Berufung auf Antiochus, der, wie wir lesen, sein und Ciceros Lehrer war, obwohl letzterer wieder be-

hauptet, daß Antiochus in vieler Hinsicht mehr ein Stoiker als ein Angehöriger der alten Akademie gewesen sei. — Ihr seht also, wie verschiedenartig die Anschauungen über das höchste Gut sind. Aber wahrlich, wenn wir unsere Natur genauer untersuchen und bedenken, unter welch elenden Bedingungen wir in diesem irdischen Leben weilen, wenn wir uns ferner klar machen, daß das Gut, das wir in ihm als höchstes erlangen können, den ganzen Menschen so umfassen soll, daß sowohl seiner seelischen als auch seiner körperlichen Seite je nach der Würdigkeit einer jeden Rechnung getragen wird, dann scheinen die Philosophen recht zu haben, die der Tugend den Vorrang geben und dabei die übrigen Güter in der genannten Weise beiziehen. Denn weil nun einmal ein feuriges und schnelles Roß mit einem so dummen und stumpfsinnigen Esel, d. h. die Seele mit dem Körper, zusammengespannt ist, müssen wir uns eben zu dem Zugeständnis bequemen, daß man für beide Sorge zu tragen hat. Daher halte ich auch die Auffassung der Peripatetiker unter allen bisher behandelten für die vollkommenste.

Weitere der peripatetischen Lehre verwandte Auffassungen

Von diesem geschlossenen und einheitlichen Ganzen haben nun einige Philosophen kleine Teile weggenommen, um den Eindruck zu erwecken, als ob sie etwas Neues zu sagen hätten. So hat Herillus, ein Hörer des Stoikers Zeno, in Anlehnung an Aristoteles und Theophrast, die verschiedentlich das Wissen um seiner selbst willen priesen, zu beweisen gesucht, daß im Wissen allein das höchste Gut bestehe. Ariston ferner, welcher, gefangen von der Pracht und Schönheit der Worte und von Liebe zur Tugend beseelt, vieles gelesen, was die Alten über die Verachtung der menschlichen Dinge geschrieben hatten, erkühnte sich zu behaupten, daß es, abgesehen von der Tugend und dem Laster, nichts gebe, das zu begehren oder zu fliehen sei. Aber dabei läßt er alles, was zwischen Tugend und Laster in der Mitte liegt, völlig außer Betracht, in der Meinung, daß hier von einer zu treffenden Wahl überhaupt keine Rede sein könne; er stellt alles gleich, zwischen drückendster Armut und größtem Reichtum, zwischen blühender Gesundheit und schwerem Siechtum gibt es für ihn keinen Unterschied. Damit hebt er jedoch die Tugend selbst, die ihm doch so viel gilt und deren wesentlichstes

Merkmal eben darin besteht, daß sie unter dem, was der Natur gemäß ist, eine Wahl trifft, schließlich überhaupt auf. Denn er beraubt uns der Möglichkeit, unsere Pflichten zu erkennen, und wenn diese aus unserem Leben weggenommen werden, so sehe ich nicht, was zwischen uns und den Tieren noch für ein Unterschied sein soll. Noch engherziger ist Hieronymus von Rhodus, und er entfernt sich damit weit von seinem Lehrer Aristoteles. Obwohl er erkannt hatte, daß die Zahl der Güter der Natur eine große sei, griff er doch, wie schon erwähnt, allein die Unempfindlichkeit gegen den Schmerz heraus und gab ihr den Rang des höchsten Gutes. Freigebiger sind Kalliphon und Diodorus. Zwar hat jener die Lust, dieser das eben genannte Freisein von Schmerz sehr hoch gewertet, aber doch hat keiner von beiden das Sittlich-Gute aus der Zahl der Güter ausgeschieden. Polemo dagegen begnügt sich mit den Urgütern der Natur, ohne die Tugend hereinzubeziehen; er hält mit ihnen allein, auch ohne Beiziehung des Sittlich-Guten, ein glückliches Leben für möglich.

Alle diese Lehrmeinungen erwecken in der Tat den Eindruck, als ob sie gleichsam abgerissene Glieder des Körpers wären, den wir bei den Peripatetikern als ein vollkommenes Ganze vorfinden. Allein da wir nun einmal so vielen, so wechselnden, so furchtbaren Schicksalsschlägen ausgesetzt sind, so werden wir niemals einen Menschen für glücklich erklären, dem nicht die Tugend nahe ist, bei der er wie auf einer wohlbefestigten Burg Schutz suchen kann, wenn von allen Seiten die grausamsten Feinde wütend auf ihn einstürmen. Denn so erbittert ist der nimmer ruhende Kampf des Begehrungstriebes mit der Vernunft, so furchtbar sind die häufigen Unwetter, die durch die mannigfachen Stürme des Schicksals entfesselt werden, und so groß ist die Zahl der daraus entstehenden seelischen Wirrnisse, daß wir mit der Vernunft nicht zu entscheiden vermögen, was zu begehren oder zu fliehen ist, wenn nicht eine wahre und gleichsam göttliche Weisheit vorhanden ist, die den ‚Nebel des Irrtums', wie es bei Juvenal heißt[16], zerstreut und uns die wahren Güter erkennen läßt. Die *Weisheit* nämlich ist es, welche die unzähligen eitlen Begierden ausrottet, die trügerischen Schreck-

Die vier Tugenden

bilder verjagt und allein die Wahrheit erkennt; sie ist es, welche die *Gerechtigkeit* erweckt und alles mit gleicher Wage wägt und zuteilt. Wenn aber Gefahr im Anzug oder schon da ist, dann hält sie die *Tapferkeit* wie einen stahlharten, unzerbrechlichen Schild vor und spornt die Seele durch die Stacheln der Großsinnigkeit und Unerschütterlichkeit an, daß sie jegliche Beschwer um der Ehre und sittlichen Würde willen auf sich nimmt. Und endlich, damit der Mensch nicht in seiner maßlosen Sinnlichkeit zu maßloser Ausschweifung und schnöder Lust verleitet werde, hält ihn die Weisheit mit den Zügeln der *Mäßigung* im Zaume. Wie daher ein fester Fels mitten in der Brandung unerschüttert steht und keinem Sturm und Wogenschwall weicht, so zerschellen alle Fluten der Leidenschaften an der Standhaftigkeit unseres Geistes, so daß er in tiefster Stille dahinlebt und immerdar den Frieden hat — nicht jenen, den die Menschen geben können, sondern den, welchen der Gottessohn gleichsam in letztwilliger Verfügung den Seinen vermacht hat[17] — und daß er, soweit es unsere Hinfälligkeit zuläßt, ein glückliches Leben führt. Und fürwahr, was könnte einem Menschen geschehen, der sich aus den Dingen, die die Menge aufs höchste preist, nichts macht, und der Armut, Verbannung, Krankheit, Verlust der Kinder, ja selbst den Tod kaum als Übel ansieht!

Einwände von christlicher Seite

Aber trotz alledem wird diese Auffassung von christlicher Seite abgelehnt, und zwar mit der Begründung, daß die Menschen nicht wahrhaft glücklich genannt werden könnten, solange sie in diesem Leben weilen. Wenn man nämlich die Tugend allein als Gut ansieht, wird da nicht der Körper, der Gefährte der Seele und ein Teil von uns, von jeglichem Gut ausgeschlossen? Nun kann man sich freilich auf den Standpunkt stellen, daß der Körper nichts zu uns Gehöriges ist. Gut! Aber wie ist es, wenn in ihm Krankheiten entstehen, welche die Sinnesorgane schädigen und uns Gedächtnis und Urteilskraft rauben? Worauf wird dann, frage ich, die Tugend sich gründen oder auf welchem Wege wird sie erworben werden? Wenn wir ferner das dem Körper Dienliche als ein Gut bezeichnen, so wird das ihm Nachteilige ein Übel sein. Die Übel aber können dem Menschen so

zusetzen, daß sie ihn entweder von allen Pflichten, die ihm das Leben auferlegt, abziehen oder ihn so weit bringen, daß ihm der Tod als das bessere Teil erscheint. Sie werden uns mit anderen Worten nötigen, den Trieb in uns zu ersticken, an den unsere Existenz gebunden ist. Denn die erste Stimme der Natur ist doch die, welche den Menschen mahnt, daß er sein eigener Freund sein und demgemäß fliehen soll, was ihm den Untergang bereitet. So werden wir also, solange wir in diesem irdischen Leben wandeln, nicht glücklich sein, wenn nicht allein durch die Hoffnung auf das künftige und ewige Leben. Wie es denn auch in einem Briefe des Paulus heißt: ‚Denn wir sind wohl selig, doch in der Hoffnung[18].' Die Christen sehen ja in Gott das höchste Gut, eine Anschauung, zu der sich, wie wir wissen, schon vor Christus der als Mensch geborene Plato bekannt hat. Seinen Standpunkt kannst du, wenn es dir darum zu tun ist, in bequemer Weise aus dem gehaltvollen und vor allem auch klaren und leicht verständlichen Kommentar kennen lernen, den MARSILIO zum Platonischen Philebus geschrieben hat.[19] Oder aber wird er, falls du dich nicht länger gedulden willst, deinem Wunsche nachkommen, indem er mich ablöst; denn ich bin müde und würde gern ein wenig Atem schöpfen."

„Wenn ich meine Meinung äußern soll," erwiderte LORENZO, „so möchte ich, da wir nun einmal im Zuge sind, wirklich nicht, daß wir haltmachen, wie solche, die an einer steilen Stelle des Weges nicht mehr weiter können. Wer die Schuld begleicht, ob du oder Marsilio, das ist mir einerlei, wofern nur die Zahlung in bar erfolgt. Keiner von euch beiden wird ja deswegen außer Landes gehen oder eine Anleihe auf Abschlagszahlung aufnehmen müssen, da ja jeder so viel im Geldschrank liegen hat, daß er auch bei einer größeren Schuld seinen Verbindlichkeiten nachzukommen imstande wäre. Es wundert mich jedoch, BATTISTA, daß du, nachdem du das Gespräch bis hierher geführt hast, den fortlaufenden Faden deiner Rede auf einmal abbrechen willst. Du hast doch weder während der gestrigen noch auch bei der heutigen Unterredung den Wunsch nach einer Ablösung gehabt."

„Zumal BATTISTA", warf MARSILIO ein, „im Beisein so vie-

ler bedeutender Aristoteliker die gesamte Lehre der peripatetischen Schule selbst entwickelt hat, und ohne daß er einen von ihnen zu bestimmen gesucht hätte, ihn wenigstens teilweise zu entlasten."

„Allerdings", erwiderte BATTISTA, „sind, wie du sagst, verschiedene Aristoteliker anwesend, die mich in meiner Aufgabe aufs beste hätten unterstützen können und mir damit den größten Gefallen erwiesen hätten. ‚Warum', wirst du fragen, ‚hast du dann nicht darauf gedrungen'? Eben deshalb nicht, weil ich sah, daß *mehrere* in Betracht gekommen wären; ein jeder hätte dann den anderen vorgeschoben und schließlich hätte sich keiner dazu bereit finden lassen. Die Gefahr besteht nun bei dir nicht. Denn mag auch weder diesen Philosophen hier die Akademie, noch dir das Lykeion verschlossen sein, so möchte ich doch lieber sie als Aristoteliker, dich aber als Platoniker bezeichnen. Da du also in diesem Kreise der einzige Platoniker bist, wie könntest du mir da, möchte ich dich fragen, falls wir handgemein werden sollten, mit deinem zarten Körper gewachsen sein? Verlaß dich auch nicht darauf, daß du der jüngere bist; das Beispiel des Zweikampfes zwischen Dares und Entellus sollte dich warnen[20]. Also sei klug, ergib dich ohne Gegenwehr und erleichtere dir deine Bürde dadurch, daß du sie willig auf dich nimmst."

Auf diese von LEO in liebenswürdigster Weise vorgebrachten Scherze erwiderte MARSILIO: „Ja, ich strecke die Waffen und erkläre mich mit dem größten Gleichmut für überwunden. Und wenn ich zuvor alle Anwesenden bitte, mich nicht der Unüberlegtheit zu zeihen und es nicht als Aufdringlichkeit auszulegen, wenn ein Schüler dem Wunsche seines Lehrers nachgibt: was sollte ich mich da noch länger sträuben zu reden, zumal es mir Nutzen und LORENZO keinerlei Schaden bringt. Gelingt es mir nämlich, einige richtige Gedanken vorzutragen, so werde ich das als keinen kleinen Gewinn ansehen. Denn ich werde, was etwa deine Billigung findet, von nun an als außer allem Zweifel stehend betrachten, wozu ich mich bisher aus Mangel an Selbstvertrauen keineswegs verstehen konnte. Wenn mir aber ein Irrtum unterlaufen sollte — was könnte mir da nützlicher und

erfreulicher sein, als wenn mich deine Hand vom falschen Weg auf die richtige Bahn zurückführt! Doch um nicht bei einem Gegenstand, der sich in aller Kürze behandeln läßt, die Einleitung über Gebühr auszudehnen, will ich mich nunmehr ans Werk machen.

Marsilio trägt die Anschauungen der Platoniker vom höchsten Gut vor

Wie kurz zuvor LEO erwähnte, hat der göttliche Plato in Gott das höchste Gut gesehen, und daß es nur *einen* Gott gebe, hat er nicht nur behauptet, sondern auch mit den gewichtigsten Argumenten bekräftigt. Doch darum handelt es sich bei unserem Gespräch nicht. — Daß nun Gott das höchste Gut ist, das beweist er, wenn ich mich nicht irre, auf folgende Art. Als Höchstes gilt nach dem übereinstimmenden Urteil aller Philosophen etwas, das wir, solange wir es noch nicht haben, seinetwegen erstreben und in dem wir, wenn wir es erlangt haben, so zur Ruhe kommen, daß wir außer ihm nichts begehren. Da es nun aber nach der von den meisten Menschen angenommenen Einteilung drei Arten von Gütern gibt, so wollen wir zunächst einmal untersuchen, welche dem von uns gesuchten am meisten entspricht. Etwa die Güter, welche äußere genannt werden? Sicherlich nicht, da sie nicht ihretwegen, sondern dem Körper zuliebe erstrebt werden. Denn alle die Dinge, die der blinden Laune des Schicksals unterworfen sind, wie Reichtum, Ehrenstellen und ähnliches, dienen entweder der Lust des Körpers oder seinem Nutzen. Darum redet man hier besser von Gegenständen des Nutzens als von Gütern. Aber auch die körperlichen Güter scheinen nicht um ihrer selbst willen begehrenswert zu sein, da wir sie ja der Seele wegen erstreben[21]. Auch verdienen sie nicht einmal den Namen von Gütern. Denn wenn wir das ein Gut nennen, was seiner Natur nach immer und für alle ein solches ist, wie können dann *die* Dinge Güter genannt werden, die für den, der Mißbrauch mit ihnen treibt, unter allen Umständen Übel sind! Was ist einem Wüstling körperliche Schönheit, was einem Verschwender Reichtum? Was nützt einem Banditen, einem Meuchelmörder, einem Räuber Kraft und Stärke? Nichts als daß sie aus Schurken noch größere Schurken werden. Glaubst du nicht, daß da, wo sich einem schon verdorbenen Sinn derartige Werkzeuge der Lust darbieten, ein Tor

zu jeder Art von Verworfenheit sich auftut? Was aber noch verhängnisvoller ist: nimm an, es handle sich um gutgesinnte und hervorragend tüchtige Männer! Sind nicht viele, obschon sie sich dieser Güter, welche die Toren nicht nur als Güter, sondern sogar als die höchsten Güter ansehen, mit größter Klugheit und Mäßigung bedienten, dennoch dem Neid, dem Haß, der Grausamkeit, der Habgier schlechter Menschen oder der Lüsternheit schamloser Weiber unterlegen, so daß sie in der jämmerlichsten Weise zugrunde gingen! Dies ausführlicher darzulegen, überlasse ich den Rednern; uns genügt es, nachgewiesen zu haben, daß weder unter den Gütern des Glücks, noch auch unter den körperlichen Gütern sich das, was wir suchen, findet. So wird es also entweder bei den Gütern der Seele oder nirgends zu finden sein. Aber das letztere wäre widersinnig, und daher dürfte es mit dem ersteren seine Richtigkeit haben. Jedoch werden wir das gesuchte höchste Gut nicht unter den uns von der *Natur* verliehenen Gütern der Seele finden, unter denen wir geistige Begabung, Gedächtnis, Mut, kurz alles das verstehen, was die Aristoteliker als ‚Urgüter der Natur' bezeichnen. Machen wir doch keineswegs bei ihnen halt, als ob wir das Ende unseres Laufes erreicht hätten; vielmehr sind sie nur der Ausgangspunkt, von dem aus wir zu Höherem emporsteigen. Und so werden denn die hier zu gewinnenden Tugenden uns an das Ziel unserer Wünsche bringen, aber nicht die sogenannten sittlichen Tugenden — denn diese beziehen sich auf das Handeln und dienen gewissermaßen als Heilmittel zur Läuterung der Seelen —, sondern jene, welche spekulative genannt werden. Du wirst fragen: ‚Sind das die Tugenden, die wir bei der Erkenntnis der irdischen Dinge betätigen'? Gewiß hat diese den Zweck, uns glücklich zu machen. Allein sie kann unserem Geiste, dem Unersättlichsten von allem, was da ist, kein Genüge tun, ihm, der niemals ruht, niemals abläßt von seinem gewissenhaften Forschen, bevor er nicht zu jenem Höchsten, Unkörperlichen, Ungeborenen vorgedrungen ist, das durch nichts bedingt ist und alles bedingt und das wir Ursache, Ursprung, Quelle und Anfang aller Dinge nennen[22]. Da dieses Höchste in Zweifel und Dunkel gehüllt ist und unseren Seelen

viel Not und Unruhe bereitet, solange sie in dem finsteren Kerker des Körpers gefangen liegen, so sagt Plato, daß wir erst dann glücklich sein werden, wenn wir, von den Banden des Irdischen gelöst, in Freiheit in unsere Heimat zurückgekehrt sind. Denn wo keine klare Erkenntnis ist, noch Ruhe der Seele, wie sollte da das höchste Gut sein können?

Das höchste Gut ist Gott

Damit glaube ich nunmehr den Nachweis erbracht zu haben, daß das höchste Gut einzig und allein in Gott zu suchen ist. Obwohl dies nun für den tiefer Blickenden ganz klar und offenkundig ist, pflegen die Platoniker doch noch viele einleuchtende Beweise beizubringen. Da aber BATTISTA vermutlich, wenn er auf dem eingeschlagenen Wege weitergeht, die Philosophen bald verlassen und sich den christlichen Theologen zuwenden wird, so brauche ich darauf nicht weiter einzugehen. Ist ja doch alles, was er zur Darlegung der christlichen Lehre über das höchste Gut anführen wird, aus dieser *einen* Quelle geflossen. Nach meiner Meinung nämlich sind die Anschauungen der Platoniker und der Christen in dieser Frage ebenso wie ihre Beweisführungen so ziemlich dieselben. Wer von allen Griechen hat über das Wesen des Göttlichen göttlicher gedacht als Plato? Daher ihm auch überall der Beiname ‚theios' gegeben wird, wogegen Aristoteles nicht theios, sondern mit Bezug auf seine scharfsinnigen Untersuchungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet ‚daimonios' genannt wird. Der göttliche Augustin aber sagt, er habe gerade darum den Platonikern vor allen anderen Philosophen den Vorrang gegeben, weil er glaube, man müsse sie in dem Maße für vorzüglicher halten, als sie über Gott die richtigeren Anschauungen gehabt hätten[23].

Plato im Phaedrus

So werden unsere Seelen also erst dann vollkommen glücklich sein, wenn sie frei von aller Befleckung durch den Körper allein Gott schauen werden. Daher sagt denn auch Plato im Phaedrus — da, wo er über das unseren Seelen im Himmel zuteil werdende selige Leben sich ausläßt —, daß sie sich von der Anschauung der Wahrheit nähren und dabei eine unsagbare Wonne empfinden[24]. Er vergleicht die Wahrheit mit einem ertragreichen Acker, der, wenn er richtig bebaut werde, die Betrachtung als edelste Frucht hervorbringe; daraus aber fließe eine beständige

Wonne, die den Seelen ihre Nahrung gebe. ‚Groß ist‘, so sagt er, ‚der Eifer zu schauen, wo das Feld der Wahrheit ist, denn es wächst dort eine der Seele gemäße Speise, die den Flügeln, mit deren Hilfe sich die Seele emporschwingt, Kraft gibt.‘ Plato ist nämlich der Ansicht, daß unsere Seelen mittels einer zweifachen Art von Tugenden, solchen, die im Handeln, und solchen, die im Forschen bestehen, wie auf zwei Schwingen zu den Himmlischen zurückkehren, wo ihnen dann ein doppelter Lohn winkt: einmal die Betrachtung der Wahrheit, gleichsam als süßeste Ambrosia, und sodann eine in jeder Hinsicht vollkommene Wonne, die uns wie Nektar durchströmt. Er drückt sich in dem genannten Buche, wenn mich mein Gedächtnis nicht im Stiche läßt, folgendermaßen aus: ‚Wenn aber der Wagenlenker zurückgekehrt ist, so führt er die Rosse an die Krippe und wirft ihnen Ambrosia vor und tränkt sie sodann mit Nektar.‘ Siehst du nun, daß unsere Seelen nach der Ansicht dieses großen Philosophen dann erst sich glücklich fühlen werden, wenn sie in den Himmel zurückgekehrt sind und Gott genießen dürfen? Jedoch werden sie ihn nicht so genießen, wie die Seele, die nicht nur räumlich, sondern auch ihrem Wesen nach eine Einheit darstellt, sich und ihren Körper genießt, und auch nicht so, wie ein Freund den anderen genießt. Denn mag auch bei einer wahren Freundschaft beständig die innigste Eintracht herrschen und in jeder Hinsicht ein und derselbe Wille gelten, so sind doch die Freunde sowohl ihrem Wesen nach verschieden als auch räumlich getrennt. Die Seele aber hängt Gott so an, daß sie zwar ihrem Wesen nach sich von ihm unterscheidet, aber räumlich von ihm nicht getrennt ist. Wie also unser Auge das Licht genießt, durch das es alles zu schauen vermag, und zwar so genießt, daß es, obwohl es seinem Wesen nach etwas anderes ist als das Licht, dennoch durch nichts von ihm getrennt wird, so genießen auch unsere Seelen Gott, indem sie ihm immer anhängen.

Hat die Schau oder die Wonne den Vorrang?

Allein da wir zur selben Zeit sowohl Gott *schauen* als auch infolge dieser Schau jene *Wonne empfinden*, die ich vorhin als die höchste von allen bezeichnete, so haben einige Gelehrte die Frage aufgeworfen, welcher dieser beiden seelischen Vorgänge von größerer Bedeutung für das Zustandekommen des glück-

seligen Lebens sei[25]. Die bedeutenderen Platoniker sind jedoch der Meinung, daß der Schau der Vorrang vor der Wonne gebühre. Wer sollte auch einerseits darüber im Zweifel sein, daß das erste Bewegende und das Endziel sich immer entsprechen, und wer würde andererseits nicht sehen, daß das erste Bewegende in der Seele die Intelligenz ist? Sie ist es ja, die veranlaßt, daß der Wille in Tätigkeit tritt. Und darum wird das höchste Gut nicht sowohl bei der Wonne als vielmehr beim Intellekt zu suchen sein. Man wird ferner bei der Suche nach dem höchsten menschlichen Gut dieses viel eher in *dem* Teil der Seele zu finden hoffen, den wir mit den unkörperlichen, göttlichen Geistern[26] gemein haben, als in einem solchen, der uns mit den übrigen Lebewesen fast auf eine Stufe bringt. Der Intellekt macht uns nun den Engeln ganz ähnlich, hinsichtlich des Begehrungstriebes jedoch unterscheiden wir uns in nichts von den Tieren. Wir werden also das höchste Gut nicht beim Willen, sondern beim Intellekt suchen müssen. Dazu bitte ich dich noch folgendes in Betracht zu ziehen. Wenn alle Bewegung auf ein Gut geht und wir unserer Wesensart nach als eben die, als welche wir uns zu dem künftigen Gut hinbewegen, in ihm, wenn es dann gegenwärtig ist und wir es also erreicht haben, zur Ruhe kommen, weil wir den uns entsprechenden Ort gefunden haben, so werden wir sagen können, daß zwischen Bewegung und künftigem Gut dasselbe Verhältnis besteht wie zwischen der Ruhe und dem vorhandenen Gut. Wir werden aber nicht deshalb etwas als ein Gut bezeichnen, weil wir unserem Wesen nach uns zu ihm hinbewegen, sondern umgekehrt sagen, daß wir uns hinbewegen, weil wir bereits davon überzeugt sind, daß wir es mit einem Gut zu tun haben. Denn es ist nicht so, daß das Objekt, das Ende und die Ursache der Bewegung durch das Subjekt der Bewegung bestimmt wird, sondern das Umgekehrte ist richtig. Genau so wie mit dem gesuchten verhält es sich auch mit dem vorhandenen Gut. Wer wird auch so wenig Urteil besitzen, daß er folgerte: ‚Dies ist deswegen ein Gut, weil ich in ihm zur Ruhe komme'. Vielmehr muß man sagen: ‚Weil die Vernunft schon richtig erkannt hat, daß etwas ein Gut ist, deswegen ruht die Seele in ihm friedlich und mit Freuden.' Ein

Beispiel aus der Natur. Es liegt im Wesen des Feuers, daß es in eine höhere Luftschicht aufsteigt und dort zur Ruhe kommt, weil es damit sein Gut erreicht hat. Ein Gut ist dies also für das Feuer nicht deswegen, weil es sich zu ihm hinbewegt, sondern weil das ihm eigentümliche Gut in der Höhe liegt, deshalb strebt es von Natur nach oben. Mit alldem soll der Nachweis erbracht werden, daß nicht die Ruhe als solche, mag man sie nun als Wonne oder als Genuß bezeichnen, das höchste Gut ist, sondern etwas anderes, das uns, weil es ein Gut ist, zu sich herzieht und denen, die es erreicht haben, Ruhe gewährt.

Können wir das höchste Gut überhaupt erlangen?

In dieser Art etwa, jedoch mit weit mehr Beweisgründen, erörtern die Platoniker die Frage des höchsten Gutes. Nun pflegen einige Gelehrte zu bezweifeln, ob wir Menschen imstande sind, uns zu den erhabenen Regionen aufzuschwingen, in denen sich dies alles abspielt. Allein ihre Bedenken können wir unter Berufung auf Plato sehr leicht zerstreuen. Nichts, sagt er, entspreche der Natur so sehr, als alles von ihr Geschaffene zu durchdringen und sich ihm nach Maßgabe seiner Aufnahmefähigkeit mitzuteilen. So verwandelt z. B. das Wasser die Luft nicht deshalb in Wasser, um die Luft zu vernichten; denn dann wäre die Natur nicht, wie man doch allgemein zugibt, vollkommen, sondern etwas ganz Unvollkommenes, wenn sie die Zerstörung der Dinge wollte. Das Wasser will also die Luft nicht vernichten, sondern an sich ziehen, damit sie die Form des Wassers annehme. Da es also eine Eigentümlichkeit der Natur ist, alles zu durchdringen und alles zu erfüllen, so wird es sicherlich Aufgabe des Guten sein, sich, der Natur als Führerin folgend, den übrigen Dingen mitzuteilen. Mit Recht erklärt daher Aristoteles, obwohl er auch ein Gut preist, das nur einem einzelnen zufällt, doch ein solches für herrlicher und göttlicher, das dem ganzen Staat oder noch besser der Menschheit zuteil wird[27]. Das zeigt sich nirgends so deutlich wie bei den Aufgaben, welche die Tugenden zu erfüllen haben. Was will die Klugheit anderes, als möglichst viele aufs beste beraten? Was fordert die Gerechtigkeit, wenn nicht dies, daß alles dem gemeinsamen Frommen diene? Die Tapferkeit ferner, mahnt sie uns nicht, selbst den gewissen Tod nicht zu scheuen, wenn es das Wohl

des anderen gilt? Endlich die Mäßigung, hält sie uns nicht davon ab, daß wir unseren bösen Begierden nachgeben und dem Nächsten Gewalt antun? Daraus ergibt sich als Schlußfolgerung: was die Natur vor allem anstrebt, das haben wir als vor allem der Natur entsprechend zu betrachten; da aber die Natur bestrebt ist, sich andern mitzuteilen, so wird eben dieses Bestreben es sein, was ihr am meisten entspricht. Gibst du das zu, so mußt du auch weiter zugeben, daß die Bestimmung des Guten, dessen erste Pflicht es ja ist, der nie irrenden Natur zu folgen, vor allem darin besteht, daß es sich möglichst allen mitteilt. Ist dies nun dem Guten eigentümlich, so wird es noch mehr dem höheren Guten, am meisten aber dem höchsten Gut eigentümlich sein. Gott ist aber von allem das Höchste. Was sich daraus ergibt, siehst du. Ferner, was einer einem anderen gibt, das muß er selbst haben; denn was du selbst nicht hast, kannst du niemals einem anderen schenken. Gott aber hat allem das Verlangen eingegeben, sich mitzuteilen. Daher wird er es auch selbst haben, und dies in einem um so höheren Grade, als er höher ist als alles von ihm Geschaffene. Weil er aber unendlich höher ist, so ist eben diese seine Aufgabe, wenn ich so sagen darf, eine unendliche.

Das ist es, was ich, da weder die Unzulänglichkeit meines Geistes noch auch die Kürze der Zeit eine eingehendere und weitläufigere Darstellung zuließen, mehr streifen als im einzelnen behandeln wollte. Weil ich also vieles übergangen und weggelassen habe und auch das Gesagte selbst zu dürftig und unklar und weder der Würde des Gegenstandes noch auch deiner geduldigen Aufmerksamkeit, LORENZO, gemäß ist, so mußt du eben LEO bitten, einzuspringen, falls dir in dieser so wichtigen Frage nicht völlig Genüge geschehen ist."

„So ist es keineswegs", erwiderte BATTISTA. „Vielmehr hast du die Frage klar und bestimmt behandelt, MARSILIO, und unser Gespräch, das sich ja aus vielen und verschiedenartigen Bestandteilen zusammensetzen soll, ist in der richtigen Ordnung weitergerückt. Wenn daher LORENZO nichts dagegen hat, so wollen wir uns nunmehr den christlichen Theologen zuwenden."

„Mir ist es recht“, sagte LORENZO. „Hat doch MARSILIO durch seinen verständlichen, lichtvollen Vortrag nicht nur meinen Wunsch erfüllt, sondern auch, gerade durch die Gedrängtheit seiner Darstellung, mir einen großen Genuß verschafft.“

Die christlichen Theologen

„Die Christen also“, begann BATTISTA, „sind der einstimmigen Meinung, daß das letzte und höchste aller Güter Gott ist. In einem Punkte jedoch gehen ihre Ansichten insofern auseinander, als die einen sagen, das höchste Gut bestehe in der *Betrachtung* des Göttlichen — ihre Führer sind, wie leicht ersichtlich, Albertus mit dem Beinamen der Große und Thomas von Aquino — während andere nicht für die Betrachtung, sondern für die aus ihr entstehende *Liebe* sich entscheiden. Scotus endlich, den man den Scharfsinnigen nennt, und mit ihm Occam, ferner Alexander und Nikolaus von Lyra sind der Ansicht, daß wir durch die aus der Erkenntnis der Wahrheit fließende *Wonne* glückselig werden[28]. Um jedoch eine so bedeutsame Angelegenheit nicht zu trocken zu behandeln, will ich weiter ausholen, werde aber trotzdem mich möglichst kurz fassen, um einerseits nicht durch lange Ausführungen zu ermüden und andererseits doch die Frage in ausreichender Weise klarstellen zu können.

Gott ist die Güte aller Güte

Zunächst also behaupten die christlichen Theologen, Gott sei nicht nur gut, sondern auch die Güte aller Güte. Den Beweis führen sie, wenn ich mich nicht irre, folgendermaßen. Unter der Vollkommenheit einer Sache kann nichts anderes verstanden werden als seine Güte. Umgekehrt ist Güte, falls du mich danach fragst, ohne Zweifel das, wodurch eine Sache, in der sie ist, schlechthin vollkommen wird. So ist z. B., wie jeder weiß, die Güte eines Pferdes der Grund dafür, daß es brauchbar ist und seine Arbeit in vollkommener Weise leistet. Wir werden also unter der Güte eines Pferdes schlechthin seine Vollkommenheit zu verstehen haben. Denn das bezeichnen wir als schlechthin vollkommen, was die seinem Wesen entsprechende Güte erreicht hat. Und so halten wir alles, was wir als gut bezeichnen, darum dieses Namens für würdig, weil es in jeder Hinsicht vollkommen ist. Da Gott aber so vollkommen ist, daß er mit seiner Vollkommenheit die Vollkommenheiten aller

Dinge umfaßt, so wird er mit seiner Güte auch alle übrigen Arten von Güte — um mich so auszudrücken — umfassen. Er ist also die Güte aller Güte. Weiter, wenn wir von irgendeinem Ding aussagen, es sei von dieser oder jener Beschaffenheit, so tun wir das doch wohl deswegen, weil es eine gewisse Ähnlichkeit mit dem seiner Wesenheit nach so oder so Beschaffenen hat. Ich frage dich beispielsweise nach der Beschaffenheit dieser Wand. Du wirst antworten: ‚Sie ist weiß.' Warum ist sie das? Weil sie der Wesenheit ähnlich ist, die wir als ‚das Weiße' bezeichnen. Wenn du das zugibst, wirst du auch zugeben müssen, daß Gott allein seiner Wesenheit nach gut ist, und daß alle anderen Dinge nicht ihrer Wesenheit nach gut sind, sondern nur insoweit sie eine gewisse Ähnlichkeit mit der göttlichen Wesenheit haben. Wenn wir daher richtig folgern, so dürfen wir überhaupt nichts als gut bezeichnen, das nicht in irgendeiner Weise der göttlichen Güte ähnlich ist. Demnach ist Gott die Güte aller Güte. Wenn ferner ein jegliches Ding aus keinem anderen Grund als wegen seines Endziels erstrebenswert ist, wenn weiterhin das Wesen des Guten allein darin liegt, daß es erstrebt zu werden verdient, so wird ein jegliches Ding, entweder weil es ein Endziel darstellt oder in irgendeiner Beziehung zu einem solchen steht, mit Recht gut genannt werden. Wenn nun aber dieses Endziel nicht ein beliebiges, sondern das letzte und höchste Ziel ist, so wird es fürwahr ein solches sein, das allen übrigen Dingen den Charakter der Güte gibt. Dieses Ziel aber ist Gott, wie ich nachher zeigen werde. Gott ist also die Güte aller Güte. Und darum hat auch Gott, als er sich Moses zu zeigen versprach, gesagt: ‚Ich werde dir alle Güte zeigen[29].'

Gott ist das höchste Gut

Wenn diese Argumente verdientermaßen euren Beifall finden, so will ich in derselben Weise zeigen, daß Gott das höchste Gut ist. Ein Gut, das allgemeiner Art ist, steht über einem solchen, das nur irgendeinen Teil angeht. Daß ersteres bei Gott zutrifft, ist bereits bewiesen. Also ist Gott das höchste Gut. Ferner wird ein Ding, das seiner *Wesenheit* nach als etwas bezeichnet wird, seinen Namen mit mehr Recht tragen, als ein anderes, das nicht seiner Wesenheit nach, sondern nur, wenn ich so sagen darf, infolge einer Art Partizipation so genannt wird. Du wirst aber,

wenn du von Gott absiehst, nichts finden, das seiner Wesenheit nach gut genannt werden könnte. Weiter, wenn ein Ding als das Größte seiner Gattung erscheint, so kann man mit Recht sagen, daß es die Ursache sei von allen anderen, kleineren Dingen derselben Gattung. Denn notwendig ist die Ursache vorzüglicher als das von ihr Bewirkte. Wer wollte aber bestreiten — was ja auch kurz vorher in klarer Beweisführung mühelos dargelegt wurde — wer wollte, sage ich, bestreiten, daß alles, was existiert, von Gott den Charakter der Güte bekommt?

Damit haben wir, denke ich, unser Gespräch bereits so weit gefördert, daß kein Zweifel mehr darüber besteht, daß das höchste Gut für den Menschen Gott ist. Es wird im weiteren Verlauf unserer Disputation darüber noch mehr zu reden sein; für jetzt möchte ich, euer Einverständnis vorausgesetzt, in kurzer Abschweifung nochmals auf die Güter zurückkommen, denen nach dem Urteil mancher Leute der Vorrang zukommt.

Die Nichtigkeit aller anderen Güter

Sobald ich die Nichtigkeit dieser Güter erwiesen und sie aus ihrem Reich, das sie nicht rechtmäßig erworben, sondern mit Gewalt an sich gerissen haben, in gerechter Weise verjagt habe, werde ich das Gespräch da wieder aufnehmen, wo ich jetzt abschweife. Doch damit ihre Zahl nicht größer erscheine als sie ist, will ich mich an die übliche Einteilung halten. Alle diese Güter werden nämlich entweder als Güter des Leibes, wie Stärke, Gesundheit, Lust, Schönheit, oder als Güter des Glückes bezeichnet; letztere deswegen, weil sie, z. B. edle Geburt, Reichtum, Ehre, Ruhm, der Laune des Glückes unterworfen sind. Oder man redet endlich von Gütern der Seele, mit einem Worte von den Tugenden. In der Ablehnung der beiden ersten Gattungen gehen wir nicht nur mit den christlichen Theologen einig, sondern es kämpfen auch die bedeutendsten Philosophen mit uns Schulter an Schulter.

Die Güter des Glücks: Die Lust

Um mit der Lust anzufangen, deren Verlockungen ja die Sinne so sehr unterliegen, daß sie meist keiner richtigen Entscheidung mehr fähig sind: wo gibt es eine Philosophenschule — wenige von ganz untergeordnetem Range ausgenommen —, die ihr nicht gleich einem verderblichen Ungeheuer den Krieg erklären würde? Mit welchen Blitzen schleudert sie nicht Plato wie ein

zweites Geschlecht von Titanen in den untersten Tartarus! Plato, der zu sagen pflegte, wir sollten daran denken, daß die Lust kurz sei und nichts hinter sich lasse als Reue, und daß sie kein Gut sein könne, da sie uns mit den Tieren gemein sei und mehr den Bösen als den Guten zuteil werde[30]. Auch sei sie flüchtig und in dauernder Bewegung, während doch das Gut etwas Beständiges sein müsse. Dazuhin macht er geltend, daß ein Gut dem andern niemals hinderlich sei. Nun gibt es aber nichts, was den Tugenden mehr im Wege stünde als die Lust. Denn sie fügt dem Menschen den größten Schaden zu, indem sie Unwissenheit, Unrast, Torheit und Frechheit erzeugt. Wo wird man einen Menschen finden, der so verkommen wäre, daß er die Lust eines Lobes oder einer Anerkennung für würdig hielte? Nie war ein Mensch der Sinnenlust so sehr verfallen, daß er dies nicht geflissentlich zu verbergen gesucht hätte. Warum meinst du wohl? Weil sie, wie auch der Wüstling genau weiß, etwas Schändliches und Gemeines ist. Nichts aber verdient mehr Lob und Achtung als das Gut. Daher kann die Lust kein Gut sein. Es liegt ferner im Wesen des Gutes, daß es dem gemeinsamen Wohl der Menschheit dient, was ja Marsilio vorhin, wie er von den Tugenden sprach, nachgewiesen hat. Die Lust aber, die nur sich und die Sinne kennt, mag den übrigen Menschen zulieb auch nicht die geringste Unannehmlichkeit auf sich nehmen. Können wir ferner, sage mir, etwas als ein Gut für uns ansprechen, das uns weder angeboren ist, noch auch durch eigene Arbeit unser wurde? Glaubst du, daß das eine oder andere bei der Lust in Frage kommt? Sicherlich nicht. Die Lust ist dem Menschen nicht angeboren, denn dieser ist, wenn du den Beweisführungen unseres Gewährsmannes, ich meine Plato, Glauben schenken willst, nichts anderes als Verstand und Vernunft. ‚Und der Körper?‘ wirst du fragen. Ein Gefängnis und eine Fessel der Seele. Und seine grausamen Trabanten, die Sinne, mit welcher Heimtücke, beim ewigen Gott, stellen sie uns nach, mit welchen Schlingen suchen sie uns zu umstricken, um zu verhindern, daß wir zum Himmel, unserer alten Heimat, zurückkehren! Ebensowenig ist die Lust ein Erfolg unserer Arbeit, noch kommt sie von der Vernunft, sondern sie stammt

Die Gegenargumente Platos

aus der Unzulänglichkeit der Sinne, die ich eben als unsere wütendsten Feinde gekennzeichnet habe, und stellt sich dem höchsten Gut immer feindlich entgegen. Weiterhin hat das Gut vor allem zwei Aufgaben: einerseits soll es auf die Erhaltung der natürlichen Beschaffenheit des Wesens, für das es ein Gut ist, bedacht sein — wie wir z. B. sehen, daß die sittlichen Tugenden die Seele vor allen verderblichen Einflüssen bewahren; andererseits soll es uns zu etwas Größerem, Göttlicherem emporheben, was die der Erkenntnis der Wahrheit dienenden Tugenden tun. Die Lust dagegen erweist sich in beiden Richtungen als schädlich. Darum darf sie nicht unter die Güter gerechnet werden. Sehr weise ist ferner der Ausspruch des Sokrates, wonach die Güter und Übel entgegengesetzter Natur sind, und wir leicht dem Übel anheimfallen[31]; wie denn auch Simo bei Terenz sagt: ‚Aller Menschen Sinn neigt sich gerne von der Arbeit zur Lust'[32]. Der Weg der Tugend aber ist beschwerlich, steil, steinig und voll Mühsal. So würde denn das Gut vom Übel gänzlich vernichtet werden, wenn sich uns nicht darin ein Heilmittel für die gefährliche Krankheit darböte, daß die Übel immer im Streite miteinander liegen, niemals zusammengehen und nie dasselbe Ziel verfolgen. Ein anderes rät ja die Furcht, ein anderes vermessener Wagemut; was ein Verschwender begierig erstrebt, ist dem Geizigen ein Greuel. Die Tugenden aber leben alle in größter Eintracht: was die Klugheit vorschlägt, das billigt die Gerechtigkeit, das veranlaßt die Tapferkeit, das rät die Mäßigung. Die Übel also sind unter sich uneins, die Güter dagegen stimmen zusammen. Welcher Klasse wirst du nun die Lüste zuteilen, die das Uneinigste sind, das man sich denken kann? Erwäge auch noch folgendes! Die wirkende Kraft muß dem Bewirkten verwandt sein. Aber aus den Lüsten entstehen viele Leidenschaften, welche die Seele beständig auf die Folter spannen. Die Lust ist daher kein Gut, sondern das größte Übel. Denn da sie das Urteilsvermögen schädlich beeinflußt, erzeugt sie Unwissenheit, und wer nicht weiß, daß das der Anfang aller Übel ist, der muß als der größte der Toren gelten. Wer sich in das Netz der Lust verstrickt hat, der ist gewissermaßen festgenagelt und vermag auch in der tiefen Finsternis, die ihn um-

fängt, das gar nicht zu fliehen, was er als ein Übel erkannt hat. Das bringt Ovid sehr fein zum Ausdruck, wenn er die rasende Medea darüber jammern läßt, daß sie das Bessere zwar sehe und gutheiße, aber doch nicht loskomme und getrieben werde, das Schlechtere zu tun[33].

Aristotelische und christliche Argumente

Das wären einige von den vielen beweiskräftigen Argumenten Platos, die ich für unseren Zweck anzuführen für gut hielt. Die Aristoteliker aber und viele der christlichen Theologen gehen also vor. Voran stellen sie den Satz, die Natur habe die Lust nicht um ihrer selbst willen erfunden, sondern wegen der Handlungen, in deren Gefolge sie sich einzustellen pflegt. Mit Lust trinkt der Dürstende, mit Lust ißt der Hungernde, und auch die Zeugungstätigkeit ist von Lustgefühlen begleitet. Würde die Lust fehlen, so würden wir diese Tätigkeiten zu nachlässig ausüben und nicht allein selbst zugrunde gehen, sondern auch keine Nachkommen hinterlassen. Daher folgern sie also. Wenn die Ausübung einer Tätigkeit, derentwegen uns die Natur die Lust gegeben hat, nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck ist, so wird die Lust selbst noch viel weniger Selbstzweck sein. Nun ist aber Essen und Trinken und ebenso das Werk der Venus von der Natur nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck gedacht. Die Zeugungstätigkeit dient nämlich der Erhaltung der menschlichen Gattung, die Nahrungszufuhr hat den Zweck, daß wir gesund und bei Kräften bleiben. Die Lust wird also nicht als Selbstzweck erstrebt, sie ist demnach nicht das höchste Gut. Dazu kommt noch folgendes. Wenn wir fragen, worin für den Menschen das höchste Gut besteht, so werden wir uns gewiß für ein solches entscheiden müssen, das ausschließlich dem Menschen eigentümlich und ihm nicht mit anderen Lebewesen gemein ist. Die Lust aber ist allen Geschöpfen gemein, soweit sie mit Sinnen versehen sind. Ferner bezeichnen wir als höchstes Gut doch wohl ein solches, das im *Menschen* seine höchste und vollkommenste Ausbildung erfährt. Wenn dem so ist, so werden wir es gewiß nicht in etwas suchen, das uns mit den niederen und tief unter uns stehenden Lebewesen verbindet, da ja ohne allen Zweifel der Endzweck vorzüglicher sein muß als das Mittel zum Zweck. Wer wüßte nun aber nicht,

daß die Lüste von den Sinnen stammen? Wer weiter nicht, daß die Sinne uns mit den Tieren gemein sind? Endlich noch eine Erwägung, die auf jeden Toren Eindruck machen müßte. Was nur dann ein Gut ist, wenn es sich in gewissen Schranken der Mäßigung hält, das ist nicht seiner Natur nach ein Gut, sondern es empfängt das, was an ihm gut ist, von der Mäßigung, die ihm jene Schranken setzt. Das ist aber bei der Lust der Fall; niemand billigt sie, wenn sie sich nicht in maßvollen Grenzen hält. Obwohl daher Epikurus der Lust die Oberherrschaft einräumt, wagt er doch nur unter der Voraussetzung sie als höchstes Gut anzusprechen, daß alle Tugenden sie gleichsam als Dienerinnen und Gehilfinnen begleiten und als tüchtige Lehrmeisterinnen der Lebenskunst gewisse maßlose Triebe, die weder notwendig noch natürlich sind, zurückdämmen. Denn er hatte erkannt, daß die Lust, wenn sie sich zu sehr vordrängt und in keiner Weise Maß hält, Krankheit, Elend, Schande, Gefahr für Leib und Leben und schließlich den Tod im Gefolge hat. So ist also die Lust nicht ihrem Wesen nach ein Gut. Dies aber muß beim höchsten Gut der Fall sein. Denn was an und für sich ein Gut ist, das läßt alle übrigen Güter, die es nur unter gewissen Bedingungen sind, weit hinter sich.
Doch was meinst du, LORENZO? Glaubst du nicht, daß das bisher Gesagte hinlänglich ist, um die Lust zu widerlegen?"
„Ganz gewiß", erwiderte LORENZO. „Nichts ist geeigneter, die Behauptungen der Kyrenaiker und Epikuräer zu entkräften, als deine Ausführungen es sind. Zudem habe ich neulich MARSILIOS Buch über die Lust, das er als Jüngling geschrieben und ANTONIO CANIGIANI gewidmet hat, gelesen; es enthält, soviel ich zu beurteilen vermag, alles, was in einem solchen Zusammenhang angeführt zu werden pflegt."
„Allerdings", warf ANTONIO ein, „ist das ein Buch, das, obschon in jungen Jahren geschrieben, von männlicher Klugheit und tiefer Gelehrsamkeit zeugt. Der Gepflogenheit der Akademiker gemäß formuliert MARSILIO darin zunächst die Streitfrage und führt dann eine solche Menge von Gründen und Gegengründen ins Feld, daß zwischen den Vorkämpfern der Lust und den ihnen feindlich gegenüberstehenden Philosophen

der heftigste Streit entbrennt. Zwar hat es eine Zeitlang den Anschein, als ob es für die Platoniker und Aristoteliker und für alle Verteidiger der Säulenhalle zum Äußersten kommen wollte, aber zuletzt gelingt es ihnen doch, die Reihen der Feinde in Unordnung und ins Wanken zu bringen und sie in die Flucht zu jagen."

„Wir brauchen also", fuhr BATTISTA fort, „gegen sie, da sie ja geschlagen sind, unsere Streitkräfte nicht wieder zur Schlacht aufzustellen. Und nachdem nun die Lust überwältigt ist, wird es uns ein leichtes sein, mit der Ehre fertig zu werden. Wer sollte sich nämlich der Einsicht verschließen, daß etwas, das eines andern wegen erstrebt wird, nicht das höchste Gut sein kann! Aber die Ehre, die, wie allgemein zugegeben wird, der Lohn der Tugend ist und nur den Guten zukommt, begehrt niemand um ihrer selbst willen. Vielmehr wollen alle Menschen, nicht nur die guten, sondern auch die schlechten, gut genannt und für gut gehalten werden, und darum sind sie hochentzückt, wenn ihnen Ehren zuteil werden, die sie gleichsam als Zeugen ihrer Tugenden anführen können. Das ist auch der Grund, warum wir vor allem von solchen Menschen Ehre erlangen möchten, die selbst etwas gelten und für weise gehalten werden. Und so freut sich auch des Nävius Hektor nicht sowohl darüber, daß er überhaupt gelobt wird, sondern daß er von einem gelobten Manne gelobt wird[34]. Noch ein weiteres. Es ist anzunehmen, daß die Natur als höchstes Gut uns ein solches bestimmt hat, das für uns erreichbar ist. Nichts Beklagenswerteres könnte man sich ja denken als die Menschen, oder nichts Neidischeres als die Natur, wenn uns das, was doch das Ziel all unseres Strebens ist, nämlich glücklich zu sein, versagt wäre. Daß aber die Ehren nicht in der Macht derer stehen, denen sie erwiesen werden, sondern derer, die sie erweisen, bezweifelt niemand. Denke weiter daran, daß das höchste Gut doch sicherlich etwas in jeder Hinsicht Vollendetes und Vollkommenes sein muß und daher keinem Übel Raum läßt, und daß andererseits ein Mensch, der ohne Übel ist, nicht böse sein kann! Nun aber werden sehr oft gerade den größten Schurken die größten Ehrungen zuteil. Wie viele Tyrannen, die ihrer

Gegen die Ehre

Vaterstadt das Joch der härtesten Knechtschaft aufgelegt haben, sehen wir nicht mit Titeln und Auszeichnungen überschüttet, wie sie nur den Urhebern der Freiheit zukommen sollten! Wie viele Bürger sind nicht durch Aufruhr und Umsturz zu Staatsämtern gekommen, deren Besitz ihnen, wäre nicht das Recht mit Waffengewalt unterdrückt gewesen, die verdiente Todesstrafe eingetragen hätte! Was haben denn Männer wie Sulla und Marius so Großes für den Staat getan, von denen der eine, nachdem er sechsmal Konsul gewesen und alle erdenklichen Grausamkeiten gegen seine Mitbürger und jeglichen Frevel gegen das Vaterland sich erlaubt hatte, auch noch ein siebentes Mal gewählt wurde, während der andere, der wie ein wildes Tier gegen jede Ordnung gewütet hatte, zum Diktator auf Lebenszeit ernannt wurde! Ich würde zu ausführlich werden, wollte ich jetzt alle die Cäsaren genannten Herrscher aufzählen, denen neben menschlichen auch noch göttliche Ehren zuteil geworden sind, trotzdem sie sich allen menschlichen Gefühls entkleidet hatten und — ich weiß nicht von welcher heillosen Circe — in die scheußlichsten, zuvor noch nie gekannten Untiere verwandelt worden waren. Aus solchen Beispielen kann man leicht ersehen, wie wenig die Ehre mit dem von uns gesuchten Gut zu tun hat.

Gegen den Ruhm

Wenn nun die Ehre nicht das höchste Gut ist, so wird es auch der Ruhm nicht sein können[35]. Unter Ruhm versteht man das häufige und mit Lob verbundene Reden über einen Menschen. Warum aber wollen wir in der Leute Munde sein, d. h. von den meisten Menschen oder womöglich von allen erkannt werden[36], wenn nicht der Ehre wegen? Allein die Menschen sehen nicht, daß größeren Lobes würdig ist, was *erkennt* als was erkannt *wird*. Gibt es doch kein Ding, mag es auch das geringste und niedrigste, mag es beseelt oder unbeseelt sein, das nicht *Gegenstand* des Erkennens wäre; die *Fähigkeit* des Erkennens besitzt jedoch nur ein vornehmeres Lebewesen. So wird also der Ruhm nicht das höchste Gut sein, zumal wir ihn nicht seinetwegen begehren, sondern um durch ihn Lob zu erwerben. Denn wenn es sich um etwas handelt, das kein Lob einträgt, wünscht niemand erkannt zu werden, sondern jeder will verborgen bleiben.

Sind nun die Dinge, von denen wir bisher sprachen, keine Güter, wie könnten wir dies dann vom Reichtum behaupten? Wenn wir ihn nicht nützen, warum sollen wir ihn dann begehren? Mit anderen Worten: er wird nicht seinetwegen, sondern damit man ihn nütze, begehrt. Außerdem liegt es im Wesen des höchsten Gutes, daß es möglichst erhalten wird und keinerlei Einbuße erleidet. Der Reichtum aber ist völlig wertlos, wenn er erhalten bleibt und wir ihn weder für uns und die Unserigen nützen, noch auch — freilich mit Auswahl — den anderen Menschen zugute kommen lassen.

Gegen den Reichtum

Um weiterhin in diesem Zusammenhang politischen Einfluß oder königliche Gewalt und Herrschermacht als etwas Nichtiges darzustellen, bedarf es nicht vieler Umstände. Sind das doch Dinge, die einerseits der Laune des Schicksals und damit dauernd dem Wechsel unterworfen sind, andererseits durch Umsturz, Trug und Mord erworben werden und auf demselben Wege auch wieder verlorengehen. Selbst den Fall gesetzt, die weltliche Macht würde in rechtmäßiger Weise erworben und rechtmäßig ausgeübt: ist sie nicht voll von Aufregung, Mühen und Gefahren? Und so wird niemand, sofern er bei gesundem Verstand ist, sich der Einsicht verschließen, daß es viel angenehmer ist, gut regiert zu werden als gut zu regieren[37].

Weltliche Macht

Bleiben noch die Güter, die leibliche genannt werden, wie Gesundheit, Kraft, Schnelligkeit, Schönheit und ähnliches dieser Art. Was diese Dinge, die doch vergänglich und vielen Schädigungen ausgesetzt sind, Wesenhaftes an sich haben sollen, so daß also die Ruhe, die wir suchen, bei ihnen eine sichere Stätte finden könnte, das weiß ich nicht. Ist es ferner nicht so, daß der Körper alle seine Kraft und Würde nur durch die Seele hat? Wirst du da noch zweifeln, ob die Güter der Seele über die des Körpers zu stellen sind? Wie könnten weiter diese Güter überhaupt als unser Eigentum bezeichnet werden, da wir sie doch nicht nur mit den übrigen Lebewesen gemein haben, sondern sogar in mancher Hinsicht von diesen übertroffen werden! Der Adler sieht schärfer und ebenso der Luchs, der Eber hört besser, der Hund und der Geier haben einen feiner ausgebildeten Geruchsinn. Wer nicht weiß, daß er an Kraft, Schnelligkeit und

Leibliche Güter



Größe des Körpers hinter vielen Tieren zurücksteht, der kennt sich fürwahr selbst nicht. Wenn du dir dies alles durch den Kopf gehen lässest, so wirst du einsehen, daß es nichts gibt, was mit dem höchsten Gut weniger zu tun hätte als die genannten Güter.

Güter der Seele

Nachdem wir nun die Glücksgüter und die leiblichen Güter als nichtig erkannt haben, wenden wir uns der dritten von uns angenommenen Art zu, den Gütern der Seele. Was es mit diesen für eine Bewandtnis hat, wird deutlich werden, sobald wir gezeigt haben, daß im menschlichen Geist eine dreifache Kraft unterschieden werden muß: eine schaffende, eine handelnde und endlich eine betrachtende[38]. Beim Schaffen kommt es auf die Kunst an, d. h. auf die richtige Art und Weise, etwas herzustellen. Bei unseren Handlungen aber ist Führerin die Klugheit. Sie sagt der Gerechtigkeit, der Tapferkeit und der Mäßigung, was sie zu tun haben. Wenn wir endlich bei der Erforschung der Wahrheit nach den höchsten Prinzipien fragen, so werden wir von der Intelligenz geleitet; fragen wir nach den aus den Prinzipien sich ergebenden Folgerungen, so ist Führerin die Wissenschaft. Die Weisheit endlich umfaßt zwar beides, ist aber dennoch etwas Besonderes[39].

Die drei Seelenvermögen

Die Kunsttätigkeit

Die Kunst, um mit ihr zu beginnen, wird keineswegs das letzte Ziel sein. Wie könnte sie es auch, da doch die Erkenntnisse der Kunst sich ihrerseits auf ein Ziel beziehen! Unter dem Ziel der Kunst verstehen wir nämlich das durch die künstlerische Tätigkeit hervorgebrachte Kunstwerk. So ist das Ziel der dem Baumeister Dädalus eigenen Kunst das Labyrinth. Daß aber derartige Werke der Endzweck unseres Lebens sein sollten, leuchtet mir darum nicht ein, weil sie ja alle den verschiedenen Bedürfnissen des Menschenlebens dienen und nicht etwa der Mensch ihretwegen von der Natur hervorgebracht wurde.

Die sittlichen Tugenden

Ebensowenig wirst du das höchste Gut unter den Tugenden der Seele finden, die es mit dem sittlichen Leben zu tun haben. Wären sie nämlich Endzweck, so würden sie unabhängig von jedem anderen Zweck ihretwegen begehrt. Das ist jedoch nicht der Fall. Greife einmal die hauptsächlichsten heraus, von denen du dann auf die übrigen schließen kannst, etwa die Tapferkeit,

und vor allem jene Art von Tapferkeit, die in Krieg und Kampf sich bewährt! Wird diese etwa um ihrer selbst willen begehrt? Frage doch, bitte, unseren Federigo von Montefeltre, frage seine Reiterführer, frage seine Hauptleute, frage jeden einzelnen Reiter und Fußsoldaten, der seiner Fahne folgt! Keiner von ihnen wird behaupten, daß er darum die Tapferkeit erstrebe, weil sie ihretwegen zu begehren sei, sondern damit der Sieg gewonnen werde und man sodann in Ruhe und Sicherheit leben könne. Wie ist es ferner mit der Gerechtigkeit oder mit der Mäßigung? Wollen diese beiden Tugenden es uns nicht ermöglichen, daß wir mit uns und den übrigen Menschen in Frieden leben? Also ist klar, daß sie nicht um ihrer selbst willen begehrt werden, sondern dazu da sind, die Seele von jeglichem Laster zu reinigen. Aber auch die Klugheit wird uns nicht höchstes Gut sein können, da sie ja nicht der Erforschung der Wahrheit obliegt, sondern unsere Leiterin bei den Handlungen ist."

Nachdem BATTISTA geschlossen hatte, nahm LORENZO das Wort und sagte: „Mit gespannter Aufmerksamkeit lausche ich schon lange deinen Worten. Sehe ich doch, daß du nicht nur Anschauungen widerlegt hast, die von den hervorragendsten Philosophen schon lange widerlegt worden sind, sondern dazuhin die Behauptung aufstellst, daß auch die sittlichen Tugenden, in denen doch Philosophen von dem Range der Stoiker nicht nur das höchste, sondern sogar das einzige Gut gesehen haben, uns nicht glücklich zu machen vermögen. Da du also die Güter des Glückes und die des Leibes als irrig erwiesen hast und auch bei den sittlichen Tugenden das höchste Gut nicht findest, so fahre jetzt, bitte, fort und sage uns nunmehr, wo unsere Seele als am Ziel ihres Laufes angelangt halt macht!"

„So wollen wir denn", erwiderte BATTISTA, „unser Gespräch über das höchste Gut da wieder aufnehmen, wo wir abgeschweift sind. Und weil bereits feststeht, daß Gott das höchste Gut ist, wird es weniger Mühe machen, auch das übrige ins gewisse zu bringen. Vor allem anderen eines. Wenn Gott das höchste Gut ist, bedarf es da noch vieler Umstände, um den Nachweis zu erbringen, daß er auch das höchste Gut für den *Menschen* ist?

Inwiefern ist Gott das höchste Gut für den Menschen?

Daß alle Tätigkeit eines Gutes wegen geschieht, ist schon lange

festgestellt. Gibst du das zu, damit wir nicht, wie man zu sagen pflegt, offene Türen einrennen?"

„Gewiß", gab LORENZO zur Antwort.

„Daß dieses Gut", fuhr BATTISTA fort, „das Ziel der Tätigkeit ist, bezweifelt niemand. Denn alles, was existiert und tätig ist, sucht mit seiner Tätigkeit ein Ziel zu erreichen. Als Ziel bezeichnen wir etwas, das den Begehrungstrieb befriedigt, so daß er nichts weiter verlangt. Jeglicher Begehrungstrieb aber wird durch ein Gut gestillt. Wenn nun der Schluß richtig ist, daß das mit Recht Ziel genannt wird, was wir einerseits, solange es fern ist, erstreben und andererseits, wenn es erreicht ist, genießen und in dem wir zur Ruhe kommen, so ist leicht einzusehen, daß das Ziel eines jeden Wesens seine Vollendung ist[40]. Wo nämlich einem Wesen die Vollendung fehlt, da wird es entweder durch die nie irrende Natur oder durch eigene Vernunfterkenntnis getrieben, die Vollendung anzustreben; ist diese erreicht, so kommt es ganz von selbst zur Ruhe. Damit glaube ich mit genügender Deutlichkeit gezeigt zu haben, daß alles sein Endziel zu erreichen sucht und daß dieses zugleich ein Gut ist."

Gott ist das Endziel

„Gewiß hast du das getan," sagte LORENZO, „und es ist mir nunmehr klar, wo du hinauswillst. Denn wenn Gut und Endziel wesensgleiche Begriffe sind, wer sieht da nicht, daß das höchste Gut das Ziel an sich ist!"

„Dein Schluß ist richtig", erwiderte BATTISTA. „Doch vergegenwärtige dir weiterhin die Tatsache, daß da, wo es bei ein und derselben Sache mehrere und verschiedene Ziele gibt, sich alle auf ein gemeinsames Endziel beziehen müssen. Zur Verdeutlichung ein kurzes Beispiel. Der Arzt Philippus setzt sich die Gesundheit des kranken Alexander zum Ziel; diese wird also der letzte Zweck sein, dem sich alles übrige unterordnet. Damit nun der König gesunde, liest der Arzt sorgfältig die von Hippokrates überkommenen Vorschriften. Wozu das? Natürlich um zu ermitteln, welche Arznei dem König am meisten zuträglich ist. Hat er die Arznei gefunden, so verschreibt er sie ihm, damit sie die ausgetretene Galle wegschaffe. Warum soll diese entfernt werden? Damit die Fieberhitze nachläßt. Aber auch

das ist nicht der letzte Zweck, sondern der Arzt will, daß Alexander wieder gesund wird wie zuvor. Ist es soweit, dann hat er das erreicht, was er als Selbstzweck erstrebte, und sein Streben kommt nunmehr zur Ruhe. Siehst du nun, wie alle jene Nebenzwecke in diesem ihrem Hauptzweck sich vereinen? In ähnlicher Weise ist auch das Gute etwas Zusammengesetztes und Vielfältiges: es zerteilt sich nacheinander gleichsam in viele Bächlein, um dann zu Gott, dem höchsten Gut, als zum Quell und Ursprung aller Güter zurückzufließen.

Ich weiß wohl, daß die Philosophen, die sich mit derartigen Fragen eingehender befassen, unsere Behauptung mit mehr Beweisen zu erhärten pflegen. Doch wir können in einem aus dem Stegreif gehaltenen Vortrag nicht auf alles eingehen. *Eins* möchte ich trotzdem nicht unerwähnt lassen. Wenn wir in Gott das letzte Ziel aller Dinge sehen, so ist es von größter Wichtigkeit festzustellen, in welcher Weise wir das zu verstehen haben. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir Gott in dem Sinn als letztes Ziel bezeichnen, daß wir ihn als erste Ursache aller Tätigkeit verstehen. Die übrigen Ziele aber, die ja erst durch die Tätigkeit einer wirkenden Ursache geschaffen werden, können nicht erste Ursache aller Tätigkeit sein, vielmehr sind sie ihrerseits ursächlich bedingt. Wenn wir also Gott als das letzte Ziel bezeichnen, so haben wir darunter nicht etwas durch die Tätigkeit einer wirkenden Ursache Geschaffenes zu verstehen, sondern, wenn ich so sagen darf, etwas Präexistentes. Ferner, wenn jemand mit Bezug auf eine schon existierende Sache tätig ist, damit durch seine Tätigkeit etwas zustande gebracht werde, so dürfte das zur Folge haben, daß zu der Sache, für die er tätig ist, etwas hinzu erworben wird. Ein Beispiel. Die Soldaten, die, dem Befehl des Feldherrn gehorsam, tapfer kämpfen, gewinnen den schließlichen Sieg für den Feldherrn. Anders ist es bei Gott: für ihn wird weder durch unsere noch durch irgendeine andere Tätigkeit etwas hinzuerworben, da er ja in jedem Bezug so vollkommen ist, daß ihm nichts mehr gegeben werden kann. Weiter muß zwischen der Art einer Tätigkeit einerseits und dem dadurch Bewirkten andererseits hinsichtlich des Zieles ein entsprechendes Verhältnis bestehen[41]. Gott aber, von dem bereits

In welchem Sinn ist Gott das höchste Ziel?

feststeht, daß er die erste Ursache aller Tätigkeit ist, betätigt sich nicht so, daß er durch seine Tätigkeit für sich etwas hinzuerwirbt, sondern indem er sich anderen mitteilt. Aus alledem ergibt sich mit Notwendigkeit der Schluß, daß alle Dinge sich auf Gott als ihr letztes Ziel beziehen, jedoch nicht in dem Sinne, als ob sie durch ihre Tätigkeit Gott etwas geben würden, was ganz unmöglich ist, sondern damit sie ihn als letztes Ziel erreichen. Wenn nun ein jegliches von Gott geschaffene Ding in dem Maße, in welchem sich ihm die göttliche Güte mitteilt, Gott ähnlich wird, so dürfte das letzte Ziel aller Dinge sein, Gott ähnlich zu werden. Aber da das, was Zielcharakter trägt, notwendigerweise gut ist, so wird ein jegliches Ding es sich angelegen sein lassen, vor allem in der Hinsicht sich Gott ähnlich zu machen, in welcher er gut ist. Wozu führe ich das an? Damit du einsiehst, daß, wenn alles Geschaffene zu Gott als zu seinem Ursprunge zurückstrebt, auch der Intellekt, und zwar in einem weit höheren Sinne, dies nach Maßgabe seiner Kräfte tun muß; d. h. der Intellekt soll sich betätigen, indem er Gott erkennt. Denn dadurch, daß wir etwas von der göttlichen Wesenheit erkennen, ist es uns möglich, daß wir ihr einigermaßen nahekommen.

Insofern alles Geschaffene sich Gott zu verähnlichen sucht

Der Mensch wird Gott ähnlich durch seinen Intellekt

Das Gesagte wird von einigen Gelehrten auch auf folgende Art bewiesen[42]. Ein jedes Ding hat ein Ziel als Gegenstand der ihm eigentümlichen Betätigung. Die dem menschlichen Intellekt eigentümliche Betätigung ist die Vernunfterkenntnis. Was sich daraus ergibt, ist klar. Wenn dem nämlich so ist, so wird das letzte Ziel in der vollkommensten Art dieser Betätigung bestehen. Da aber die Tätigkeiten durch ihre Objekte spezifiziert werden, so wird eine Tätigkeit um so vornehmer sein, je vornehmer ihr Objekt ist. Kein Gegenstand der geistigen Wahrnehmung ist aber vornehmer als Gott. So besteht also in der Erkenntnis Gottes das höchste Gut. Weiter habe ich vorhin nachgewiesen, daß jedes Wesen nach Gottähnlichkeit als dem ihm eigentümlichen Ziele strebt. Gott am meisten ähnlich wird aber der menschliche Geist auf Grund seiner Intelligenz. Andererseits wird nichts *mehr* begehrt als das höchste Gut, und nirgends empfindet der menschliche Geist eine solche Wonne

wie in der Erkenntnis der göttlichen Dinge. Denn mag es auch unserem schwachen Geiste, sobald er sich diesem Lichte zuwendet, gehen wie der Eule in der Sonne, so gilt uns doch die geringste Erkenntnis auf diesem Gebiet viel mehr als das sicherste und umfassendste Wissen auf allen übrigen Gebieten. Das ist es ja, was wir ersehnen, was wir lieben, was wir genießen. Wenn nun selbst die vernunftlosen Wesen, ja sogar die nicht mit Sinnen begabten Dinge, nach Gottähnlichkeit als dem höchsten Gut trachten, so nähert sich fürwahr ein jedes Wesen seinem Endziel um so mehr, je mehr es Gott ähnlich wird. Aber nun ist nichts Geschaffenes Gott ähnlicher als der menschliche Intellekt: daher werden wir durch den Intellekt Gott ähnlich. Der Geist aber hat nicht darum, weil er von Natur die *Möglichkeit* des Erkennens hat, sondern weil er *wirklich* erkennt, eine gewisse Ähnlichkeit mit Gott. Macht man sich dies alles richtig klar, so kommt man zu dem Schlusse, daß das höchste Gut für den Menschen darin besteht, daß er durch die vornehmste Art geistiger Betätigung, d. h. durch die Weisheit, Gott, soweit es ihm vergönnt ist, erkennt.

Das höchste Gut ist also die Erkenntnis Gottes

So haben wir denn, soviel ich sehe, allmählich und Stufe für Stufe unsere Untersuchung über das höchste Gut aus den Tälern und Niederungen bis zum Himmel heraufgeführt, wo sie, gleichsam an ihrem natürlichen Bestimmungsort angelangt, sich einer friedlichen Ruhe hingeben kann. Im untersten Grunde ließen wir Aristippus, Eudoxus und Epikurus als überwundene Gegner zurück, und nicht viel weiter oben Hieronymus von Rhodus und die anderen, die entweder für die Unempfindlichkeit gegenüber dem Schmerz oder die Urgüter der Natur eingetreten sind, und zwar ohne die Tugend beizuziehen. Von den Peripatetikern, Stoikern und Kyrenaikern dagegen vermag ich nur mit Achtung zu reden. Wenn ihre Lehren auch nicht die Kraft besitzen, uns Menschen vor den vielen, schweren Schicksalsschlägen zu bewahren und zu verhindern, daß wir unglücklich sind, so zeigen sie uns doch, wie wir das Unglück mit unbesiegtem Geiste tragen und nahe an das Höchste herankommen können, ohne daß wir es freilich ganz zu erreichen vermöchten. Und so wollen wir denn auch diese, da sie uns ja nicht ans Ziel

unseres Sehnens bringen können, hinter uns lassen. Wir tun es ohne Gefahr. Denn schon haben sich die zuverlässigsten Führer zu uns gesellt, unter deren Geleit wir bereits so weit gekommen sind, daß wir auf dem höchsten Gipfel der Natur, d. h. in Gott selbst, Ruhe finden können.

Besteht das höchste Gut in einer Betätigung des Willens oder des Intellekts?

Aber da wir nun die göttliche Wesenheit nicht nur mit dem Intellekt erfassen, sondern sie auch verlangen und lieben und in der Liebe genießen — was alles Betätigungen des Willens sind — so haben die Theologen mit Recht die Frage aufgeworfen, ob es sich in dieser bedeutenden Angelegenheit überhaupt nicht vielmehr um eine Betätigung des *Willens* als um ein *Erkennen* handle. Von hier aus entbrennt ein vielfältiger, wechselnder Kampf, der von beiden Seiten unter Einsetzung so starker Kräfte geführt wird, daß er schließlich ergebnislos auszugehen scheint.

Die Voluntaristen

Die Theologen, welche sich für den Willen bzw. die Liebe entscheiden, versuchen ihren Standpunkt etwa in folgender Weise zu rechtfertigen. Objekt des Willens ist ein Gut, was, wie bereits nachgewiesen, gleichbedeutend ist mit Ziel. Die Wahrheit nun, d. h. das Objekt des Intellekts, bezeichnen wir als Ziel, nicht insofern sie *wahr*, sondern insofern sie ein *Gut* ist[43]. Daraus wird sich ohne weiteres ergeben, daß wir das letzte Ziel nicht durch eine Betätigung des Intellekts, sondern durch die Tätigkeit des Willens erlangen. Ferner sagen wir, daß die mit einer Tätigkeit verbundene Lust es ist, die die Tätigkeit zu einer in jeder Hinsicht vollkommenen macht, so wie Jugendkraft durch Schönheit ihre Vollendung empfängt. Eine vollkommene Betätigung wird aber mit Recht Endziel genannt, und eine solche ist viel mehr Ergebnis unseres Wollens denn unseres Erkennens. Weiter wird folgender Gesichtspunkt geltend gemacht. Die Menschen erstreben das letzte Ziel sozusagen in stillschweigendem gegenseitigem Einverständnis, nicht aber auf Grund irgendeiner Unterweisung, d. h. sie erstreben es aus einem Naturtrieb heraus. Nun aber ist das Streben nach Lust unter den Menschen viel mehr verbreitet als das Streben nach Weisheit. Daher scheint die Lust und nicht die Erkenntnis als das Endziel bezeichnet werden zu müssen. Ebenso bezweifelt niemand,

daß es von allen Kräften der Seele die bedeutendste und vornehmste sein muß, die sich dem Endziel gegenüber betätigt. Daß der Wille aber vornehmer ist, geht besonders daraus hervor, daß *er* es ist, der den Intellekt zum Endziel hinbewegt. Dann erst wird ja der Intellekt, der zunächst in der Möglichkeit besteht, Wirklichkeit, wenn er sich einem Ziele zugewandt hat. Der Wille ist also die vornehmere Kraft. Weiter wird allgemein zugegeben, daß das höchste Gut in einer Sache bestehen müsse, durch deren Güte der ganze Mensch schlechthin gut genannt wird. Dies ist aber dann der Fall, wenn sein Wille gut ist. Endlich scheint das höchste Gut vor allem darin zu bestehen, daß wir dieses höchste Gut genießen. Wie denn auch Augustinus in seinem Buche über die christliche Religion sagt, der höchste Lohn sei, Gott zu genießen[44]. Das Genießen ist aber keine Tätigkeit des Intellekts, sondern ein Willensakt.

Die Intellektualisten

Auf diese und viele andere Gründe stützen sich jene, die bei der Frage nach dem höchsten Gut dem Willen die Vorherrschaft einräumen. Ihnen treten nun die Anhänger des Erkennens mit ihren Argumenten entgegen, vor allem mit folgendem. Wenn wir fragen, was das höchste Gut für die Form ist, die wir als Intellekt bezeichnen, so werden wir es sicherlich in etwas sehen, was ihm am meisten eigentümlich ist. Wie sollten wir aber den Begehrungstrieb als etwas unserem Intellekt Eigentümliches bezeichnen, wo doch sämtliche Gelehrten sich bereits darüber einig sind, daß *allen* Dingen ein Begehrungstrieb innewohnt, der sich jedoch, je nach der Art, wie sich die einzelnen Dinge zum Erkennen verhalten, abstuft! Von den Dingen, die überhaupt keiner Art von Erkenntnis fähig sind, sagt man, daß sie dem natürlichen Begehrungstrieb folgen. Er bewirkt beispielsweise, daß alles Schwere nach unten und alles Leichte nach oben strebt. Bei den mit Sinnen ausgestatteten Wesen reden wir von einem sinnlichen Begehrungstrieb; er ist es, der jedes Lebewesen das ihm Zuträgliche suchen und das Schädliche fliehen läßt. Wo außer den Sinnen auch noch eine Vernunft vorhanden ist, da gehorcht der Begehrungstrieb, sofern er sich nicht widerspenstig zeigt, der Vernunft, und diese Art von Begehrungstrieb nennen wir Willen. Wie könnte nun also der Wille, der doch

ein Begehrungsvermögen ist, etwas dem menschlichen Geist Eigentümliches sein? Der Intellekt aber ist etwas dem menschlichen Geist von Natur Eigentümliches. Und so liegt denn im Intellekt das höchste Gut des Menschen. Ferner müssen überall da, wo seelische Kräfte von ihren jeweiligen Objekten ausgelöst werden, diese Objekte naturgemäß *vor* irgendeiner Betätigung der genannten Kräfte da sein. Wenn etwa ein farbiger Gegenstand Objekt der Sehkraft wird, so ist dieser vorhanden, bevor das Auge den Farbenreiz empfindet, da ja notwendigerweise die bewegende Ursache *vor* der von ihr verursachten Bewegung da ist. Unter die genannten seelischen Vermögen gehört nun auch der Wille. Denn was begehrenswert erscheint, erregt das Begehrungsvermögen. Demnach ist das Willens*objekt* früher da als der Willens*akt*. Wenn du das zugibst, wirst du auch zugeben, daß nicht der Willensakt das sein kann, was wir als Erstes wollen, sondern was wir als Erstes wollen, ist das höchste Gut. Also ist das höchste Gut nicht eine Angelegenheit des Willens. Ferner, bei allen der *Möglichkeit* nach vorhandenen Kräften, die in den Zustand der *Wirklichkeit* übergehen können, ist es so, daß deren Akt sich zuerst auf ein Objekt richtet, bevor er sich selbst Gegenstand werden kann. Wie sollte denn unser Geist erkennen, daß *er* erkennt, wenn er nicht zuvor *etwas anderes* erkannt hat? Dann erst erkenne ich, daß *ich* erkenne, daß du mein Freund bist, wenn ich zuvor erkannt habe, daß *du* mein Freund bist. Um zu erkennen, daß der Intellekt erkennt, bedarf es also eines Objekts. Ebenso wie nun das Erste, zu dem wir auf dem Gebiete des Intellektuellen schließlich gelangen (der primus intellectus), das Erkennen eines *Objekts* ist[45], nicht das Erkennen als *Akt*, so ist auch das als Erstes Gewollte nicht der Akt des Wollens, sondern ein anderes Gut. Das Erste nun, was ein vernünftig erkennendes Wesen will, ist das höchste Gut[46]; denn alles übrige wollen wir nur seinetwegen. Also besteht das höchste Gut nicht in einer Betätigung des Willens. Noch ein weiterer Beweis. Die natürliche Vollkommenheit eines jeglichen Dinges ist durch das, was sein Wesen ausmacht, bedingt. Wodurch anders unterscheidet sich z. B. ein menschlicher Leichnam von einem lebendigen Menschen als dadurch,

daß dem ersteren abgeht, was das Wesen des Menschen ausmacht. Hinsichtlich des Willens aber ist die wahre Glückseligkeit von der falschen in nichts verschieden, da der Wille beim Verlangen, beim Lieben und Genießen immer derselbe ist und nicht danach fragt, ob es sich für ihn um ein wirkliches oder um ein scheinbares Gut handelt. Vielmehr entscheidet darüber, ob etwas wahr oder falsch ist, der Intellekt und nicht der Wille. Daher ist das höchste Gut seinem ganzen Wesen nach eher eine Sache des Intellekts als des Willens. Ein weiteres. Gesetzt den Fall, der Wille gewähre das höchste Gut, dann bestünde dieses entweder im Verlangen oder in der Liebe oder im Genuß, da ja der Wille in diesen drei Richtungen — und nur in diesen — sich betätigt. Aber wie sollten wir uns dazu verstehen können, als das höchste Gut das Verlangen zu bezeichnen! Bezieht es sich doch auf ein Abwesendes, dessen Nähe wir allerdings sehnlichst wünschen. Das Verlangen richtet sich also auf etwas, das wir noch nicht haben. Wie ich daher beim Wagenkampf einen, der zwar in der Bahn die Führung hat, aber noch nicht am Ziel ist, niemals Sieger nennen werde, so wird auch der nicht glückselig sein, der zwar von dem glühendsten Wunsche nach dem Besitz einer Sache beseelt ist, seinen Wunsch aber noch nicht erfüllt sieht. Ebensowenig dürfte uns die Liebe glücklich machen, denn oftmals lieben wir, was ferne ist. Die Liebe ist es ja, welche das Verlangen weckt nach dem, was wir noch nicht besitzen. Und so werden wir uns endlich auch für den Genuß nicht entscheiden können; denn das Endziel muß derart sein, daß alles sich darauf bezieht, während es selbst sich auf nichts anderes bezieht. Der Genuß aber ist ja nach der Bestimmung der Natur der Handlungen wegen da, wie wir bei der Widerlegung der Sinnenlust bereits nachgewiesen haben.

Vermittelnder Standpunkt

Es würde über den Plan unseres Gespräches hinausgehen, wollte ich jetzt nacheinander alle die Beweise vorbringen, auf Grund deren die einen im Wollen des Guten, die anderen im Erkennen des Wahren das letzte Ziel sehen. Allein es gibt auch noch eine dritte Gruppe von Gelehrten, die sich nicht für das Erkennen oder Wollen *allein* entscheiden können, da, wie sie sagen, keines von beiden für sich genüge, sondern erst eine Ver-

bindung der fraglichen Tätigkeiten uns vollkommen glücklich mache. Ihren vermittelnden Standpunkt suchen sie hauptsächlich durch folgendes Argument zu rechtfertigen. Akte, so sagen sie, die sich — um mich so auszudrücken — zu dem Ziel, das unser Glück ausmacht, gleich verhalten, müssen auch an dem Zustandekommen des Glückes gleichermaßen beteiligt sein. Intellekt und Wille sind nun solche Akte; denn soviel wir an Gott erkennen, soviel lieben wir ihn: also machen beide zusammen das höchste Gut aus. Wenn Gott zu genießen — so fahren sie fort — das höchste Gut ist, so ist dieser Genuß mit einer Erkenntnis verbunden. Welche Dinge genießen wir denn — auch Augustin bezeugt dies[47] —, wenn nicht jene, die wir schon erkannt haben und in deren Genuß dann der Wille ruht! Weiter werden wir uns dann für glücklich halten, wenn unser Geist, soweit dies geschehen kann, mit Gott vereinigt sein wird. Wer sollte aber nicht sehen, daß eine derartige Vereinigung durch Intellekt und Wille *zugleich* bewirkt wird! Letzterer verbindet uns ja mit Gott, insofern Gott die höchste Güte, ersterer, insofern er die höchste Wahrheit ist. Fragst du jene Gelehrten endlich, woher es kommt, daß wir des höchsten Gutes teilhaftig werden, so wird dir geantwortet werden, daß dies seinen Grund darin habe, daß wir nach dem Bilde und Gleichnis Gottes geschaffen sind. Ein solches Abbild aber sind wir, so werden sie dir versichern, nicht durch den Intellekt oder Willen *allein*, sondern durch beide zusammen.

Gegner des vermittelnden Standpunkts

Allein auch diese Auffassung hat ihre Gegner. Zwar geben diese die Möglichkeit einer solchen Gleichstellung von Intellekt und Wille zu, sind aber trotzdem der Meinung, daß der Intellekt vornehmer sei, und daß er gleichsam die Oberherrschaft im Reiche des höchsten Gutes habe. Für vornehmer halten sie ihn deswegen, weil, falls die Verbindung zwischen Intellekt und Wille gelöst werden könnte, der erstere als ein vollkommener und der vernünftigen Form eigentümlicher Akt zurückbleibe. Wenn jedoch der Wille sich vom Intellekt trennte, was wäre er da noch anders als eine Art Begierde, wie sie allen Lebewesen gemein ist! Wer sollte ferner nicht merken, daß der Willensakt vom Intellekt abhängt? Wollen wir doch niemals etwas,

ohne daß wir zuvor erkennen oder doch zu erkennen glauben, daß es ein Gut ist. Dazu kommt, daß der Denkakt reiner ist; denn er zieht sich keine Verunreinigung von seiten des Objekts zu, wie denn auch bei der Erkenntnis des Übels der Geist nichts tut, was ihm Schande machen würde. Daher könnte *Davus* von seinem Herrn Simo, auch wenn dieser die betrügerische Absicht seines Sklaven durchschaut, nicht sagen: ‚Ein schlechter Kerl durch und durch.' Weil jedoch der Wille leicht unrein wird, sagt *Simo* von Davus mit Recht: ‚Ein schlechter Kerl durch und durch[48].' Der Sklave ist nämlich schlecht geworden, nicht etwa weil er *erkannt* hat, was eine schlechte Handlung ist, sondern weil er schlecht handeln *will*. Und alles dies ist nicht weiter verwunderlich. Denn sobald wir etwas verlangen oder lieben, wird die Seele zu dem Gegenstand der Liebe hinbewegt. Das Liebende wird also gewissermaßen von dem Geliebten aufgenommen. Was aber aufgenommen wird, das folgt nicht mehr seinen eigenen Gesetzen, sondern paßt sich dem Aufnehmenden an. Wenn wir daher etwas Schlechtes und Häßliches wollen, so wird der Wille in der Richtung auf dies Häßliche umgebildet und wird selbst schlecht und häßlich. Das läßt sich aber vom Intellekt nicht sagen. Wenn nämlich etwas mit dem Intellekt erfaßt wird, bewegt sich nicht der Intellekt zum Gegenstand, sondern umgekehrt der Gegenstand zum Intellekt hin, so daß also der Intellekt vom Niederen nicht herabgezogen wird. Vielmehr adelt er das Niedrige, insofern dieses durch ihn gewissermaßen eine Vergeistigung erfährt. Weiter, eine Kraft, die sich nach verschiedenen Richtungen betätigt, ist höher und vornehmer als alle anderen Kräfte, die sich weniger vielseitig betätigen. Nun fragt aber der Intellekt sowohl, ob etwas wahr als auch ob etwas ein Gut ist. Darum steht er weit höher als der Wille, der alles nur unter dem Gesichtspunkte des Gutes betrachtet. Ferner werden wir doch einem solchen Vermögen den Vorrang zuerkennen, das uns als vernünftige Wesen von den vernunftlosen Geschöpfen trennt; ein solches Vermögen bedeutet ja etwas für uns Eigentümliches. Wer wüßte nun nicht, daß wir uns von den unvernünftigen Geschöpfen nicht durch den Willen, sondern durch den Intellekt unterscheiden? Auch

muß dasjenige Vermögen, das dem Akt, durch den wir glückselig werden, näher verwandt ist, vornehmer sein als alle übrigen Vermögen. Dies ist beim Intellekt der Fall. Denn da nicht das Gut schlechthin, sondern das erkannte Gut Objekt des Willens ist, wie könnte es uns dann überhaupt zuteil werden, wenn nicht die Erkenntnis ins Mittel träte!

Die Frage, ob Intellekt oder Wille, ist im Grunde belanglos

Doch wohin gerate ich? Wie ich sehe, bin ich zu sehr ins einzelne gegangen und habe darüber beinahe meinen Plan aus den Augen verloren, nach dem ich lediglich darlegen wollte, was das höchste Gut ist. Da ich nun aber mit klaren Gründen nachgewiesen habe, daß dies Gott ist, so ist es für uns, wenn wir nach diesem Gut trachten, völlig belanglos, ob wir es mit dem Intellekt oder Willen oder mit beiden zugleich erreichen. Der Weg, den wir einschlagen müssen und das Verfahren, das wir anzuwenden haben, bleibt sich auf alle Fälle gleich. Deshalb überlassen wir alle diese Fragen über das Wie und Was denen, die gelehrt genug sind und auch genügend Muße haben. Es ist ja doch so, daß Männer, die sich durch gelehrte Bildung und hohe geistige Begabung auszeichnen, beide Anschauungen wahrscheinlich zu machen vermögen. Sollte ich jedoch in einer so wichtigen Angelegenheit als Ehrenrichter beigezogen werden, so würde ich mich niemals für die eine oder andere Auffassung entscheiden, sondern mich lieber mit einem Spruche Vergils aus der Verlegenheit ziehen und sagen, daß beide eines Kalbes würdig sind[49].

Die höchste Seligkeit ist in Gott

Da wir nun also bereits festgestellt haben, daß für uns das Ziel aller Güter Gott ist, so werde ich dabei bleiben, daß wir Menschen in Gott glückselig sind."

Als BATTISTA geendigt hatte und wir durch stumme Bewunderung zuerst und sodann durch lauten Beifall unser Einverständnis zu erkennen gaben, sagte LORENZO: „Keine vollkommenere Erfüllung konnte meinem Wunsch werden, als es durch dich geschehen ist. Gehe ich doch so sehr mit dir einig, daß ich weiteren Einwendungen gegenüber mir mit dem Wachs des Ulixes die Ohren verstopfen würde, um sie nicht gegen meinen Willen anhören zu müssen. Nunmehr bin ich mir vollständig im klaren, was das höchste Gut ist. Nur über einen Punkt würde ich mich noch gerne, damit mir gar nichts mehr zu wünschen

bleibt, belehren lassen, falls du nicht von dem langen Gespräch ermüdet bist und es dir zuviel wird."

„Soviel an mir liegt," gab BATTISTA zur Antwort, „und sofern ich imstande bin, dir Auskunft zu geben, werde ich dir jeden Wunsch gern erfüllen."

„Vernimm denn," fuhr LORENZO fort, „worüber ich gerne ins gewisse kommen möchte. Ich war oft dabei, wenn über das höchste Gut geredet wurde und habe bei dieser Gelegenheit folgende Beobachtung gemacht. Wenn die Anschauungen irgendeines Philosophen über diesen Gegenstand dargelegt wurden, und man ergründet hatte, was für ihn das höchste Gut ist, so konnte man gleichzeitig auf demselben Wege ganz von selbst ein zweites erkennen, nämlich was er für das größte Übel hält. Für Epikurus ist das größte Gut die körperliche Lust; so wird also, wie ohne weiteres ersichtlich, der Schmerz für ihn das größte Übel sein. Ein anderer kennt nichts Höheres als Reichtum, wieder ein anderer nichts Höheres als die Ehre: folglich ist diesem die Schande, jenem die Armut der Inbegriff des Übels. Und auch die Stoiker werden, da sie allein die Tugend ein Gut genannt haben, kein Bedenken tragen, das Laster allein für ein Übel zu erklären, und ebenso wird es bei den anderen Philosophen sein. Wenn du nun unter Zurückweisung aller übrigen Anschauungen Gott als höchstes Gut bezeichnet hast, so weiß ich wohl, was das heißt, und ich weiß es nicht nur, sondern ich stimme dir auch bei. Aber wenn ich darüber weiter nachdenke und mir die Frage vorlege, was ich diesem höchsten Gut als ihm in jeder Hinsicht Entgegengesetztes gegenüberstellen soll, so finde ich nichts, das mit demselben Recht größtes Übel genannt werden könnte, wie Gott höchstes Gut genannt wird. Du würdest mir daher den größten Gefallen tun, wenn du mir auch erklären wolltest, was und von welcher Art dieses größte Übel ist."

Lorenzo fragt nach dem größten Übel

„Dein Einwand ist gerechtfertigt," erwiderte BATTISTA. „Die Frage, um die es sich hier handelt, ist weder einfach zu lösen, noch ist ihre Lösung eine nutzlose Mühe, vorausgesetzt, daß es gelingt, bis zur Wahrheit durchzudringen. Allein, soviel ich sehe, herrscht hier unter den meisten Gelehrten eine große Un-



sicherheit. Lassen wir alle Philosophen an unserem Auge vorbeiziehen, so werden wir allerdings, wie du gesagt hast, keinen finden, der nicht nach der einen Richtung sowohl wie nach der anderen von einem Größten reden würde. Kommt man jedoch zu den christlichen Theologen, so zeigt sich, daß sie wohl ein letztes und höchstes Gut kennen, aber kein größtes Übel. Wir werden jedoch mit diesem Widerspruch, wie ich glaube, leicht fertig werden, sobald wir den Begriff des Übels genau untersucht und klargestellt haben, was es mit ihm eigentlich für eine Bewandtnis hat. Um jedoch zu dieser Klarheit zu gelangen, müssen wir etwas weiter ausholen, sofern es dir nicht genügt, wenn ich nur die Auffassung der betreffenden Gelehrten entwickle, ohne auf die Begründung einzugehen."

Die christlichen Theologen kennen kein größtes Übel

„Nein, ich möchte beides erfahren", antwortete LORENZO. „Denn obschon es keine Frage gibt, in der ich mich nicht vor der Autorität so bedeutender Männer beugen würde, so ist doch, wie du weißt, die Begierde unserer Seele, wenn es die Erkenntnis der Dinge gilt, so groß, daß sie nie zur Ruhe kommt, bevor sie nicht die Gründe eingesehen hat."

Über das Übel

„So will ich dir also den Willen tun", sagte BATTISTA. „Du mußt dich aber mit Gleichmut wappnen, wenn meine Rede sich in die Länge zieht.

Alle Tätigkeit geht auf ein Ziel. Wer pflügt, wer Kriegsdienste tut, wer die See befährt, wer baut, tut dies nicht nur, damit es getan werde, sondern er unterzieht sich allen damit verbundenen Anstrengungen, um durch seine Tätigkeit zu erreichen, was er sich vorgenommen hat. Das, worauf sich die Tätigkeit richtet, nennt man, wie gesagt, Ziel. Vergebens würden wir ja so viele Mühen, so viele Beschwerden und Unannehmlichkeiten auf uns nehmen, wenn uns nicht ein Ziel vorschwebte, dem zuliebe wir uns ihnen unterziehen. Wenn also Maro die Vorschrift gibt[50]:

‚Früh im Lenz, wenn das eisige Naß auf grauem Gebirge
Niederschmilzt und dem Zephyr die lockere Scholle sich auflöst,
Dann arbeite mir schon vor dem tief eindringenden Pfluge
Keuchend der Stier und es blinke, gewetzt in der Furche, die Pflugschar' —

so ist es nicht die sauere Arbeit des Pflügens als solche, die er anrät, sondern er will, daß der Landmann nach fleißiger Bebauung des Ackers eine reiche Ernte einheimse. Wir werden also bei aller unserer Tätigkeit festzustellen haben, was nur Mittel zum Zweck und was der letzte Zweck ist, über den hinaus wir nicht weiter vorzudringen haben. Denn gäbe es kein *bestimmtes* Ziel, so müßte unser Streben sich auf ein in der *Unendlichkeit* liegendes Ziel richten, und da es unmöglich ist, dahin zu gelangen, so würden wir jegliche Tätigkeit einstellen. Strebt doch niemand nach einem Ziel, von dem er als sicher annehmen muß, daß es unerreichbar ist. Das ganze Streben Ciceros z. B. ging bei seinen Prozessen dahin, die Richter zu überzeugen. Und alle Maßnahmen, die unser Federigo von Urbino in seinem letzten Kriege gegen Bartolomeo von Bergamo getroffen hat, mochte es sich nun um die Ausbildung seiner Soldaten oder um die Erkundung der feindlichen Truppenmacht handeln, bezweckten den Sieg, der es ihm ermöglichen sollte, in Ruhe und Frieden zu leben. Zu welchem Ende kommen wir immer wieder auf denselben Gedanken zurück? Damit feststehe, daß alle Tätigkeit irgendeiner Sache zuliebe geschieht, die ihretwegen erstrebt wird. Und diese Sache muß ein Gut sein. Denn wenn wir bei unseren Handlungen immer ein bestimmtes Ziel vor Augen haben, so muß dieses etwas uns Gemäßes und unserer Natur Entsprechendes sein, da ja die Natur jedes Geschöpf sich selbst anbefohlen hat, so daß es also immer das ihm Zuträgliche begehrt und dementsprechend alles Schädliche flieht. Was wir begehren, ist also ein Gut, und wir können demnach die Begriffe Gut und Ziel gleich setzen. So wird denn der Schluß richtig sein, daß die Menschen alles, was sie tun, deshalb tun, weil es ein Gut ist. Aus alledem ergibt sich nun: wenn jeder Tätige sich ein Gut zum Ziel setzt, und wenn er dann in irgendeiner Hinsicht von seinem Ziel abirrt, so wird dieses Abirren, das zugleich eine Verfehlung und ein Übel darstellt, sicherlich *gegen* seine Absicht erfolgen. Man würde ja auch gar nicht ohne weiteres merken, daß eine Verfehlung vorliegt, wenn nicht alle Handlungen auf ein bestimmtes Endziel gingen. Wie könnte man z. B. sagen, daß ein Schütze sein Ziel verfehle, wenn keine

Das Übel ist ein gegen die Absicht eintretendes Abirren

Scheibe aufgestellt wäre, auf die er seine Pfeile abschießt? Und darum verfehlt sich auch ein Arzt, durch dessen Tätigkeit die Krankheit, die er heilen will, verschlimmert wird. Genau so ist es nun bei den Vorgängen im Gebiet des Natürlichen. Nehmen wir an, die Natur will, daß aus dem menschlichen Samen ein menschliches Wesen entsteht. Wenn nun aber das Kind mit dem Kopf eines Kalbes oder mit Pferdefüßen geboren wird, so ist das als eine Verfehlung der Natur zu bezeichnen, da sie ja von ihrem Ziel abgeirrt ist. Aus alledem dürfte deutlich hervorgehen, daß das Übel in der Natur etwas ist, das entgegen der Absicht der tätigen Kraft eintritt. Denn wo bei der Tätigkeit etwas entsteht, das nicht im Sinne der tätigen Kraft ist, da müssen wir zugeben, daß es gegen ihre Absicht entstanden ist. Daß aber das Übel vom Gute völlig verschieden ist, bezweifelt niemand. Es tritt also gegen die Absicht der tätigen Kraft ein.
Doch ich will mich jetzt der menschlichen Tätigkeit, deren Prinzip der Intellekt ist, zuwenden, und auf das Naturgeschehen, wo der Fall entsprechend liegt, hier nicht weiter eingehen. Es ist in uns ein gewisses Vermögen, das darüber zu entscheiden hat, ob etwas richtig oder verkehrt ist. Dieses Vermögen nimmt die äußeren Formen der Dinge wahr und strebt sodann dem zu, was es als ein ihm gemäßes Ziel erkannt hat. Läßt es sich nun durch irgendein Trugbild täuschen und von seinem Ziel ablenken, so ergibt sich ein Irrtum, der, wie niemand bestreiten wird, außerhalb seiner Absicht liegt. Ein Beispiel. Das genannte Vermögen hat in Mucius Scävola den Plan reifen lassen, den König der Clusier, Porsenna, als den schlimmsten Feind der Römer, zu töten. Zu diesem Mord wird also Mucius als zu einem Gut veranlaßt. Allein durch die Ähnlichkeit der Gestalt und der Kleidung getäuscht, tötet er an Stelle des Königs dessen Schreiber. Das liegt ebensowenig in seiner Absicht, als dies bei einem Gläubiger der Fall ist, der Gold bekommen soll und sich durch die Farbe des Metalls verleiten läßt, Messing an Stelle von Gold anzunehmen. Doch da es sich um eine ganz klare Sache handelt, so wollen wir endlich zusammenfassen und sagen: da all unser Handeln auf ein bereits als Gut erkanntes Ziel geht,

so ist ein etwa daraus sich ergebendes Übel etwas, das entgegen unserer Absicht eintritt."

„Deine bisherigen Ausführungen haben meinen vollen Beifall", meinte LORENZO. „Eines baut sich, wie mir scheint, auf dem anderen auf und zugleich ist jede Behauptung durch die gewichtigsten Beweise erhärtet. Doch über einen Punkt bin ich mir noch nicht recht im klaren. Du hast gesagt, daß das Übel gegen die Absicht des Handelnden eintritt, und was du an Gründen beibrachtest, das hat mich von der Richtigkeit deiner Behauptung überzeugt. Allein bei genauerer Überlegung kommt mir der Gedanke, daß etwas, das gegen unsere Absicht geschieht, doch von ungefähr und zufällig und deswegen nur in seltenen Fällen einzutreten pflegt. Wie könnten wir aber sagen, daß das Übel etwas ist, das entweder nur von ungefähr und zufällig oder selten eintritt? Ich will auf die Vorgänge in der Natur, wo nicht nur selten oder zufällig, sondern immer eine Beraubung stattfindet, jetzt nicht eingehen, sondern mich auf das sittliche Gebiet beschränken: findest du da nicht weit mehr Laster als Tugenden, und zwar Laster, denen wir mit Willen frönen? Schau dir doch, bitte, einmal das Treiben aller dir bekannten Menschen genauer an! Wie wenige werden dir da begegnen, an denen du nicht fast unzählige Verfehlungen entdecken kannst. Und daß sie diese nicht nur mit Willen, sondern auch in freier Wahl begehen, daran zweifelt niemand. Ich will mich hier nicht auf Aristoteles berufen, dessen gewaltiger Gelehrsamkeit niemand widerstehen könnte, noch auch jetzt auf die Gründe eingehen, auf die der große Philosoph seine Behauptung, daß die Verfehlungen freiwillig sind, stützt[51]. Nur auf dies eine möchte ich aufmerksam machen, daß in den richtig geleiteten Staatswesen die weisen und gerechten Gesetzgeber niemals so viele und schwere Strafen für die Übeltäter vorgesehen hätten, wenn sie nicht der festen Überzeugung gewesen wären, daß die Menschen freiwillig und nicht gezwungen sich verfehlen. Weswegen denn auch die Sittenlehre, wenn sie über Tugend und Laster zu entscheiden hat, nicht nach der *Tat* fragt, sondern nach der *Gesinnung*, aus der heraus sie geschehen ist. Wenn ich nun also sehe, daß beim menschlichen

Lorenzos Einwand

Handeln Verfehlungen nicht nur häufig eintreten, sondern sogar mit Willen begangen werden, so verstehe ich nicht, wie sie gegen die Absicht des Handelnden sollen eintreten können."

„Du hast recht, LORENZO, wenn du diese Frage stellst", antwortete BATTISTA. „Zwar ist es nicht so einfach und nicht jedermanns Sache, darauf zu antworten, aber ich will dennoch versuchen, ob ich dir in befriedigender Weise dienen kann. Damit sich dies bequemer ermöglichen läßt, schicke ich voraus, daß man zwei Arten von Übeln zu unterscheiden pflegt, solche, die einem Seienden anhaften, und solche, die der Tätigkeit eines Seienden anhaften. Wir sagen, das Übel befinde sich in einem Seienden, wenn diesem etwas fehlt, was es seiner Natur nach nicht nur haben *kann*, sondern auch unbedingt haben *muß*, um nicht unvollkommen zu erscheinen. Es wird für dich also kein Übel bedeuten, wenn du keine Flügelschuhe hast, wie Mercurius sie hat. Denn dem Menschen kommen seiner natürlichen Beschaffenheit nach keine Flügelschuhe zu. Ebensowenig ist es als ein Übel anzusehen, wenn deine Haare nicht blond sind. Zwar kann das menschliche Haar diese Farbe haben; allein es ist doch kein Mangel an einem Menschen, wenn er nicht blond ist. Wenn ihm aber eine Hand fehlt, so ist das für ihn ein Schaden. Denn als die Natur in ihrer Weisheit den Menschen, dieses erhabene Wesen, schuf, da sah sie, daß er die Fertigkeiten, die sie ihm zugedacht hatte, ohne die Beihilfe der Hände nur in unvollkommener Weise werde ausüben können. Wem also die Hände fehlen, dem gebricht es an einem Werkzeug, ohne das er viele für das Leben notwendige Verrichtungen nicht auszuführen vermag. Daraus ergibt sich, daß wir dann von einem Übel reden, wenn die Beraubung einer Sache stattfindet, die der Mensch von Natur haben sollte und ohne die er nicht imstande ist, gut und ohne Beschwer zu leben. Anders ist es bei der Materie, welche die Griechen ‚hyle' nennen. Es liegt in ihrem Wesen, daß sie jede Form annehmen kann, und zwar derart, daß ihr keine so ausschließlich zukommt, daß sie in der einen Form vollkommener genannt würde als in der andern. Irgendeine Form muß die Materie freilich, wie leicht einzusehen, haben; denn weder kann beispielsweise das Wasser ohne die

Zwei Arten von Übeln

dem Wasser, noch das Feuer ohne die dem Feuer eigentümliche Form bestehen. An der *Materie* gemessen wird also eine Beraubung kein Übel sein, da ja die Materie ebensogut die eine wie die andere Form annehmen kann. Aber auf die *Form* bezogen, unter der die Materie erscheint, ist die Beraubung unter allen Umständen ein Übel. Denn wer würde nicht einsehen, daß es für das Feuer ein Übel bedeutet, wenn es seine Form verliert? Soviel über die Übel, die man als die einem Seienden anhaftenden bezeichnet. Bei der Tätigkeit aber, sagt man, tritt dann ein Übel ein, wenn sie ohne richtige Ordnung und ohne richtiges Maß vor sich geht; denn es gibt keine Tätigkeit, die nicht an ein bestimmtes Maß und eine bestimmte Ordnung gebunden wäre.

Du weißt nun, was nach der Ansicht der Philosophen einerseits das einem Seienden, andererseits das der Tätigkeit eines Seienden anhaftende Übel ist. Deine Argumente jedoch, mit denen du beweisen zu können glaubtest, daß alles, was gegen die Absicht des Handelnden geschieht, von ungefähr und zufällig geschehe, werde ich mit geringer Mühe entkräften. Was nämlich derart ist, daß es zwar gegen deine Absicht geschieht, aber doch sich als natürliche Folge aus dem, was du dir zu tun vorgenommen hast, ergibt, von dem wirst du mir nie einreden können, daß es zufällig geschehe. Zur Verdeutlichung ein kurzes Beispiel. Einem Trunkenbold erscheint es angebracht, sich den köstlichen Genuß des kretischen Weines zu gestatten. Während er aber nun seine Absicht ausführt, wird er betrunken. Die Trunkenheit tritt also gegen seine Absicht ein, jedoch nicht zufällig, da ja ein ausgiebiger Genuß dieses Weines immer oder doch zumeist trunken macht. Denselben Vorgang kannst du auch beim Naturgeschehen beobachten, wo immer eine Zerstörung stattfindet, ohne daß dies in der Absicht der Kraft, die etwas entstehen läßt, liegen würde. So entsteht z. B. niemals Luft aus Wasser, ohne daß dabei die Form des Wassers zerstört wird. Wo es sich allerdings um eine Erscheinung handelt, die selten vorkommt, da werden wir sagen können, daß sie dem Ungefähr und Zufall ihre Entstehung verdanke, so wenn beispielsweise aus dem menschlichen Samen eine Mißgeburt

Das Übel ist als eine natürliche Folge der Tätigkeit nicht zufällig, sondern notwendig

entsteht. Eine solche kommt nämlich nicht als notwendige Folge der Absicht zustande, welche die Natur bei ihrer Tätigkeit verfolgt, sondern gegen den Willen der Natur, die doch etwas Vollkommenes hervorzubringen bestrebt ist.

Doch über die Natur ein andermal und deshalb zurück zu der menschlichen Tätigkeit, mit der wir es hier zu tun haben! Alle unsere Absichten gehen auf ein Gut, jedoch nicht auf ein allgemeines — denn die Allgemeinbegriffe bewegen das Seiende nicht zur Tätigkeit, sondern die Einzeldinge —, vielmehr auf ein besonderes, räumlich und zeitlich begrenztes Gut. Wenn nun ein solches Gut die Beraubung eines Gutes, d. h. ein Übel, im Gefolge hat, so werden wir niemals dem blinden Ungefähr oder dem Zufall die Schuld geben. Nehmen wir an, du betrachtest es als ein Gut, mit einer verheirateten Frau die Liebeslust zu genießen. Deine Absicht geht dabei nicht auf den Ehebruch, sondern auf den Beischlaf. Dieser kann jedoch nicht stattfinden, ohne daß die Ehe gebrochen wird. Demnach ist der Ehebruch kein Werk des Zufalls, obwohl er nicht in deiner Absicht lag, eben weil er eine notwendige Folge des Beischlafs ist. Von einem Zufall reden wir dagegen dann, wenn einer im Kampfgewühl gegen einen Feind zum Schlag ausholt und dabei versehentlich einen seiner Mitbürger, den er decken möchte, tötet. Wenn nämlich der Mitbürger auf diese Weise fällt, so steht dies mit der gegen den Feind entbrannten Schlacht in keinem notwendigen Zusammenhange. Auch ein oberflächlicher Betrachter wird demnach einsehen, daß die Verfehlungen, die bei den Handlungen begangen werden, zwar gegen die Absicht eintreten, aber dennoch unserem Willen unterliegen, nicht in dem Sinne, als ob wir sie ihretwegen wollten, sondern weil sie eine regelmäßige Begleiterscheinung der Dinge sind, die wir ihretwegen erstreben, und ihnen folgen, wie der Schatten dem Körper. Denn von einem Wollen zu sprechen sind wir auch da berechtigt, wo wir etwas zwar nicht unmittelbar und an und für sich wollen, aber doch einer anderen Sache zuliebe. Seeleute z. B., die von einem heftigen Unwetter überrascht werden, setzen sich ihre Rettung zum Ziel. Aber da diese unmöglich ist, solange das Schiff seine volle Ladung hat, so werfen sie freiwillig ihre kostbaren Waren

Die Übel sind freiwillig

über Bord. Mit Willen also erleiden sie einen Verlust, jedoch nicht schlechthin, sondern der Rettung wegen.

Machst du dir dies alles richtig klar, so wirst du dich auch der weiteren Erkenntnis nicht verschließen können, daß überhaupt nichts von allem, was existiert, ein Übel ist, sondern daß man in ihm eine Beraubung zu sehen hat, also nichts Seiendes, sondern die negative Bestimmung eines Seienden. Daß auf der anderen Seite alles Seiende etwas Gutes ist, geht deutlich daraus hervor, daß alles, was ist, nichts weiter begehrt, als zu sein; wäre aber das Sein kein Gut, so würde es gewiß nicht begehrt werden. Demnach ist nichts Seiendes ein Übel und ebensowenig ist das Übel etwas Seiendes. Ziehe, bitte, auch noch folgendes in Betracht! Alles Seiende, sagt man, existiert entweder in Wirklichkeit oder der Möglichkeit nach; außer diesen beiden Arten von Sein dürfte es keine weitere geben. Die Wirklichkeit wird nun gut sein, sofern sie die Wirklichkeit eines Dinges darstellt. Denn vollkommen wird etwas dann genannt, wenn es der Wirklichkeit nach existiert. Aber auch die Möglichkeit muß ein Gut sein. Denn einmal ist sie die Vorstufe der Wirklichkeit, sodann steht sie zu ihr in einer Art analogem Verhältnis und ist keineswegs etwas vom Wirklichen grundsätzlich Verschiedenes, und endlich gehören Wirklichkeit und Möglichkeit zu derselben Gattung[52]. Alles Seiende also, auf welche Weise es auch immer sein mag, ist eben dadurch, daß es ist, etwas Gutes. Das Übel ist demnach nichts Seiendes. Weiterhin geht die Meinung der Metaphysiker dahin, daß alles Seiende von Gott stammt. Da aber Gott das höchste Gut ist, so wird niemand, der bei gesundem Verstand ist, sagen, daß er die Ursache des Übels sei. Wie es denn auch, in voller Übereinstimmung damit, in der Genesis heißt: ‚Gott sah alles, was er geschaffen hatte, und es war sehr gut[53].‘ Damit glaube ich dir nun deutlich bewiesen zu haben, daß das Übel nichts Seiendes ist.“

Das Übel ist als eine Beraubung nichts Seiendes

Nur das Gute existiert im wesenhaften Sinn

Das Übel ist nichts Seiendes

„Das hast du,“ erwiderte LORENZO, „und zwar sind deine Beweise derart, daß man sich gern überzeugen läßt, und nicht nur wider Willen und gezwungen mitgeht. Und so bin ich denn, solange ich dich sprechen höre, ganz deiner Meinung. Allein wenn

Lorenzos Einwand

ich dann wieder die Sache für mich überdenke, so komme ich über einen Widerspruch nicht hinweg, nämlich den, daß man zwar berechtigt sein soll, zu sagen, daß das Übel etwas in den Dingen Seiendes, nicht aber, daß es selbst etwas Seiendes ist. Ich bitte dich, wenn ich berechtigt bin zu sagen: ‚Appius Claudius ist blind' — werde ich dann nicht auch sagen dürfen, daß die Blindheit, die wir gewiß alle als Zustand eines Beraubtseins erkannt haben, etwas Seiendes ist?"

Doppelter, ontologischer und logischer Begriff des Seins

„Gewiß darfst du das", gab BATTISTA zur Antwort, „jedoch nicht schlechthin und in ein und demselben Sinne. Wenn wir nämlich sagen, daß etwas existiert, so hat das eine doppelte Bedeutung. Einerseits verstehen wir darunter das Sein einer Sache im Sinne der zehn sogenannten Kategorien der Dialektiker[54], andererseits bezeichnen wir damit die Wahrheit einer Aussage. Nur in letzterem Verstande dürfen wir nun — und wir gehen darin mit allen Gelehrten zusammen — das Übel und die Beraubung etwas Seiendes nennen, da ja mit dem Ausdruck ‚Beraubung' zweifellos gesagt ist, daß eine Beraubung stattfindet; in dem zuerst genannten Sinne jedoch nie und nimmermehr.

Die Ursache des Übels ist das Gute

Soviel über die Frage, ob das Übel etwas Seiendes ist. Vielleicht wird es nun manchem widersinnig vorkommen, wenn ich sage, daß die Ursache des Übels kein Übel ist, sondern das Gute. Aber tatsächlich ist dem so und es könnte auch gar nicht anders sein. Wenn nämlich das Übel keine Wesenheit besitzt, wie könnte es dann, da es ja nicht *ist*, Ursache eines anderen sein? Wie weiter? Ich denke so: wenn etwas die Ursache eines Übels ist, so muß dieses Etwas gut sein, jedoch nicht so, daß das Übel als Ziel gedacht ist — denn Entgegengesetztes kann in keinem ursächlichen Verhältnis stehen —, sondern daß es als unbeabsichtigte Folge eintritt. Mit anderen Worten: das Übel wird vom

Das Übel tritt infolge einer Schwäche als etwas Akzidentielles ein

Guten verursacht, aber nicht etwa, weil dies im Wesen und in der Absicht des Guten liegen würde, sondern infolge einer eingetretenen Schwäche. Dafür ein gutes Beispiel aus dem Naturgeschehen. In den Lebewesen ist eine gewisse Kraft, die von der Natur die Aufgabe erhalten hat, die in den Magen gelangten Speisen zu verdauen. Das ist also das Ziel der Verdauungskraft. Erfährt diese nun eine Schwächung, so daß sie ihre Funktion

nicht ausüben kann, so ist die Verdauung eine mangelhafte und die Speise bleibt unverarbeitet im Magen liegen. Die genannte Kraft begeht also bei ihrer Tätigkeit einen Fehler, jedoch nicht absichtlich, sondern infolge einer ihr anhaftenden Schwäche. Denn die tätige Kraft ist ohne Rücksicht auf einen möglicherweise eintretenden Defekt tätig: sie hat die beste Absicht, ihrer Aufgabe gerecht zu werden, versagt jedoch mitten in ihrer Tätigkeit. Manchmal geschieht es auch, daß eine starke und an sich ausreichende Kraft nicht zum Ziel gelangt, dann nämlich, wenn das ihr zur Verfügung stehende Werkzeug nichts taugt. So kann z. B. die Kraft, welche die Beine zum richtigen Ausschreiten veranlaßt, stark sein; wenn aber die Beine, welche ihr gleichsam als Werkzeug zur Hervorbringung des Schrittes dienen, untauglich sind, so wird sie nie einen richtigen Schritt fertigbringen. Dem Horatius Cocles beispielsweise fehlte es nicht an der Kraft zum richtigen Ausschreiten, wohl aber versagte ihm das eine durch die Wunde geschwächte Bein den Dienst. Du verstehst nun, denke ich, wodurch die Handlungen fehlerhaft werden; nämlich einerseits durch eine die tätige Kraft lähmende Schwäche, andererseits durch einen Mangel des Werkzeugs, der dieses unbrauchbar macht.

Wie nun bei der Tätigkeit Mängel eintreten können, so auch bei dem durch die Tätigkeit Bewirkten. In diesem Falle trägt entweder der Stoff oder die Form die Schuld. Im männlichen Samen ist z. B. eine Kraft enthalten, die aus dem weiblichen Blut Menschen zu formen vermag. Wenn jedoch der Stoff, der die menschliche Form annehmen soll, dieser Kraft widerstrebt und sich völlig ablehnend verhält, so kommt nicht ein Mensch, sondern eine Mißgeburt zustande. Niemand wird leugnen, daß hier der Fehler im Stoff liegt. Anders ist es bei der Form, die notwendigerweise immer zugleich die Beraubung einer anderen Form darstellt. Wenn z. B. die Natur aus Wasser Luft entstehen lassen will, so nimmt sie sich die Form der Luft als Ziel, wobei jedoch die Beraubung, welche die Form des Wassers erleidet, als eine nicht beabsichtigte Folge eintritt. Dieselbe Beobachtung kann man auch auf dem Gebiete der Kunst machen. Denn die Kunst ahmt, soweit sie es vermag, immer die Natur nach.

Aber woher kommt es nur, daß ich schon wieder auf das Gebiet der Natur geraten bin, während wir uns doch vorgenommen haben, die im sittlichen Leben begegnenden Übel zu erforschen. So wollen wir denn die natürlichen Dinge beiseite lassen und nunmehr zu unserem Gegenstande zurückkehren, indem wir zunächst einmal unter Berufung auf alle Philosophen und christlichen Autoren das Übel nicht in die Folgen der Tätigkeit verlegen, sondern allein in die Tätigkeit selbst. Nicht darauf kommt es diesen an, *was* geschehen ist, sondern aus welcher *Gesinnung* heraus etwas geschehen ist. Sie unterscheiden nun bei der Erörterung der Frage vier Vorgänge. Sobald uns nämlich ein Objekt entgegentritt, wird dadurch eine gewisse Kraft in unserer Seele erregt, die es erkennt und dann darüber entscheidet, ob es als ein Gut oder als ein Übel zu betrachten ist. Wenn uns also erstens ein Objekt entgegengetreten ist und wenn wir zweitens uns ein Urteil gebildet haben, wird drittens der Wille erregt, der dann das Gut begehrt und das Übel flieht. Daraus ergeben sich viertens Bewegungen unseres Körpers, dessen Glieder den Beschluß des Willens zur Ausführung zu bringen haben. Von einer Verfehlung kann nun nicht bei den beiden ersten Vorgängen und auch nicht beim letzten die Rede sein, sondern nur beim Willen, den wir an die dritte Stelle rückten. Verres hat z. B. nicht dadurch gefehlt, daß die Gemälde und Bildsäulen und der übrige kostbare Hausrat der Sikuler Objekt seiner Wahrnehmung wurden, und auch nicht dadurch, daß er urteilte, der Besitz dieser vielen Kunstgegenstände werde für ihn wertvoll sein, sondern dadurch, daß er sie rauben *wollte*. Denn einzig und allein auf den Willen kommt es an, und deswegen hätte Verres, auch wenn er den Raub nicht begangen hätte, sich dennoch verfehlt, weil er rauben *wollte*. Die Schuldfrage lautet nicht: ‚Hat einer einen Mord begangen oder nicht?', sondern: ‚Hat er morden *wollen*?' Publius Clodius hatte nicht die Kraft, den Annius Milo zu töten. Fragst du mich, was daran, vom *Natürlichen* aus gesehen, schuld war, so antworte ich: ‚Ein Versagen der Kraft, deren Aufgabe es war, auszuführen, was das Erkenntnisvermögen sich als Ziel genommen hatte'. Jedoch von der *sittlichen* Seite aus betrachtet,

Das Übel liegt in der Tätigkeit selbst und nicht in ihren Folgen

Die Verfehlung des Willens

ist nicht der körperliche Akt, sondern der Willensakt zu verurteilen, und Clodius heißt mit Recht Mörder, weil er den Milo morden *wollte*. Und nun der umgekehrte Fall: hätte er ihn getötet, ohne es zu wollen, so würden wir ihn ohne weiteres von der Anklage des Mordes freisprechen. Wer nämlich nicht mit Willen, sondern entweder infolge eines Versagens der oben genannten Kräfte oder aus Unwissenheit sich irgendwie verfehlt, der ist nicht nur frei von Schuld, sondern verdient auch häufig genug noch unser Mitgefühl. Jeder wird ja, wenn er von Kephalus und Prokris liest — mag es nun Sage sein oder sich wirklich zugetragen haben — den Kephalus nicht allein für schuldlos halten, sondern überdies aufs tiefste bemitleiden, ihn, der unwissentlich und in der Meinung ein Tier zu töten, seine teure Gattin durchbohrte, deren Tod ihn doch in größten Jammer versetzen sollte[55]. Die sittlichen Verfehlungen haben also, wie du siehst, ihren Ursprung im Willensakt.

Wodurch nimmt das Übel im Willensakt seinen Anfang?

Da nun schon feststeht, daß die Fehlerhaftigkeit einer Handlung aus einer Schwäche des tätigen Prinzips entspringt, möchte ich auf die Sache doch noch näher eingehen. Wir wollen also untersuchen, an welchem Punkte der Wille, schon bevor die Tat geschieht, versagt. Dieses Versagen kann nicht mit dem Wesen des Willens gegeben sein, denn sonst wäre es ihm immer eigentümlich und er würde immer fehlen, und ebensowenig ist es Zufall und blindes Ungefähr, da es sich dann unserer Einwirkung entziehen würde. Das Versagen ist also unserem Willen unterworfen. Doch damit du nun siehst, wo die Verirrung ihren Ausgang nimmt, vernimm folgendes! Jede wirkende Ursache ist bedingt durch die ihr übergeordnete Ursache. Solange nun die zweite Ursache in der Ordnung der ersten bleibt, wird sie ihrer Aufgabe in vollkommener Weise gerecht; weicht sie aber von ihr ab, so tritt das Versagen entweder sofort oder bald darauf mit Notwendigkeit ein. Der Zirkel z. B. führt eine kreisförmige Bewegung aus, wenn er von der menschlichen Hand in Drehung versetzt wird; entweicht er der Hand, so hört seine Bewegung auf. Ich habe, um nunmehr zur Sache zu kommen, vorhin gesagt, daß dem Willensakt zweierlei vorausgeht: die Objekte, die sich unserer Erkenntnis darbieten, und

ein gewisses Vermögen, das sie wahrnimmt. Aber da jedem Beweglichen eine ihm eigentümliche bewegende Ursache entspricht, so wird nicht jede Art von Begehrungstrieb durch jede Art von Erkenntnisvermögen bewegt werden können. Denn das sinnliche Erkenntnisvermögen vermag nur den sinnlichen Trieb zu bewegen, der Vernunft aber ist es eigen, daß sie den Willen bewegt. Weiter, da die Vernunft verschiedene Arten von Gütern zu erkennen vermag, von denen jedes ein ihm eigentümliches Endziel hat, so muß auch der Wille ein ihm eigentümliches Endziel und eine erste bewegende Ursache haben, und zwar ist dies nicht irgendein beliebiges, sondern ein bestimmtes und eindeutiges Gut. Wenn also Intellekt und Wille durch das Erkenntnisvermögen derjenigen Vernunft bewegt werden, die in der richtigen Weise über Gut und Übel zu entscheiden vermag, so entsteht daraus eine richtige Tätigkeit. Wenn aber die Tätigkeit durch Güter erregt wird, die von dem sinnlichen Erkenntnisvermögen fälschlicherweise als solche erklärt wurden, obwohl sie es doch gar nicht sind, so begeht der Wille damit alsbald einen Fehler. Eine Verkehrung der richtigen Ordnung also bezüglich der Vernunft und des ihr eigentümlichen Endziels erzeugt einen Fehler in der Tätigkeit. Bezüglich der Vernunft dann, wenn der Wille auf einmal nach sinnlicher Erkenntnis strebt, also nach etwas, das bei genauer Betrachtung kein Gut sein kann, sondern nur von den Sinnen, denen dies schmeichelt, als ein solches angesehen wird. Bezüglich des Endziels aber dann, wenn die Vernunft, ohne sich ihrerseits täuschen zu lassen, eine Sache als ein Gut ansieht, die zwar diesen Namen mit Recht verdient, aber eben nicht im gegenwärtigen Augenblick und nicht in diesem Sinne, und wenn dann der Wille sich nicht abhalten läßt, ohne Rücksicht auf die richtige Ordnung sie zu erstreben. Ein derartiges Vergehen gegen die Ordnung ist also als freiwillige Verfehlung zu betrachten.
Vielleicht habe ich mich bei der Frage nach dem Wesen des Übels über Gebühr lange aufgehalten. Aber dennoch will ich noch anfügen, daß sich aus den Argumenten, nach denen das Übel keine Wesenheit ist und deswegen nicht für sich allein existieren kann, ohne weiteres ergibt, daß das Übel immer von

etwas Gutem als seinem Subjekt getragen sein muß. Dies wird auch noch auf folgende Art bewiesen. Wenn wir ‚Übel' sagen, so verstehen wir darunter, wie ich bereits klargestellt habe, eine Beraubung. Die Beraubung aber, ebenso wie die Form, deren ein Ding beraubt wird, befinden sich an demselben Subjekte. Das Subjekt der Form aber (die Materie) hat seinem Wesen nach die Möglichkeit, eine Form anzunehmen, und ist darum, wie niemand leugnen wird, gut, da doch die Möglichkeit zur selben Gattung gehört, wie die Wirklichkeit, in die sie sich umsetzt. Demnach ist die Beraubung, d. h. das Übel, an einem Guten an seinem Subjekte. Außerdem wird ein Übel allein insofern ein Übel genannt, als es schadet. Aber es schadet nicht einem Übel; denn würde es das tun, so wäre es ja gut. Es schadet also einem Guten. Dies würde aber das Übel, mit Bezug auf die Form gesprochen, nicht tun, wenn es nicht an etwas Gutem wäre. Was für eine Blindheit würde z. B. dem Polyphem schaden, wenn nicht eine solche, die an ihm ist? ‚Aber', könnte man mir nun entgegenhalten, ‚wenn das Übel den Gegensatz des Guten darstellt, wie ist es dann denkbar, daß beide an demselben Subjekt sind? Gegensätze schließen sich doch aus'! Auf diesen Einwand werde ich folgendes antworten. Was ein Seiendes genannt werden kann, das wird zugleich gut genannt. Daß nun ein Nichtseiendes an einem Seienden als Subjekt sich befinden soll, ist kein Widerspruch. Denn jede Beraubung hat an einem Wesen, d. h. an einem bestimmten Seienden, statt, ist aber nicht an einem ihr entgegengesetzten Seienden. Wenn ich z. B. von Blindheit rede, so bedeutet das nicht ein allgemeines Nichtseiendes, welches das Sehen überhaupt aufheben würde, sondern ein einzelnes Nichtseiendes. Die Blindheit ist also nicht im Sehen an sich als an seinem Subjekte, sondern in einem bestimmten Lebewesen.

Das Übel ist immer an etwas Gutem als an seinem Subjekt

Mit alldem sollte gezeigt werden, daß man nicht in dem Sinne von einem größten Übel reden kann, wie man von einem höchsten Gut redet. Gäbe es ein größtes Übel, so dürfte es in keiner Gemeinschaft mit irgend etwas Gutem stehen. Aber du wirst kein Übel finden, das gar keine Beziehung zu dem Guten hätte, da ja, wie ich kurz zuvor gezeigt habe, das Übel im Guten

wurzelt und in ihm, wenn ich mich so ausdrücken darf, sein Fundament hat. Würden wir ein solches größtes Übel annehmen, so müßte es ebenso seiner Wesenheit nach ein Übel sein, wie nach dem, was wir gesehen haben, das größte Gut seiner Wesenheit nach ein Gut ist. Allein es ist bereits nachgewiesen, daß das Übel keine Wesenheit besitzt. Weiter muß das erste Prinzip ursachlos sein; denn wäre es ursächlich bedingt, so wäre es nicht das erste Prinzip; wir haben aber bereits gesagt, daß das Übel vom Guten verursacht wird. Endlich, die durch eigene Kraft tätige Ursache ist immer früher als die akzidentielle Ursache. Aber das Übel ist nur im akzidentiellen Sinne Ursache. Folglich gibt es kein größtes Übel."

Es gibt kein dem höchsten Gut entsprechendes größtes Übel

Das ist es, was mir von den vielen und weit bedeutenderen Gedanken erinnerlich ist, denen LEO BATTISTA in Anwesenheit so ausgezeichneter Männer in freier Rede klar und wortreich Ausdruck gab. Da er damit LORENZOS Wissensdurst in reichem Maße gestillt hatte und die Sonne bereits im Mittag stand, erhoben wir uns alle auf die Mahnung unseres liebenswürdigen Gastfreundes MARIOTTO und folgten ihm, um auch das Leibliche zu seinem Rechte kommen zu lassen.

ANMERKUNGEN

Die textliche Unterlage der Übersetzung ist der im ganzen zuverlässige Codex Pl. LIII n. XXVIII der Bibliotheca Laurentiana in Florenz; er ist nach einer Bemerkung am Schluß im Jahre 1476 von Piero Cennini geschrieben und mit der Urschrift verglichen worden. Ein früher Druck des Nic. de Almania, Florent. o. J. (Hain 9851) wurde gelegentlich beigezogen. An einigen wenigen Stellen hat der Übersetzer Kürzungen vorgenommen.

Zum ersten Buch

1 Niccolo Piccinino. Über ihn und auch zum folgenden A. Semrau, Die Condottieri, 1909.

2 Seinen frühen Tod beklagt Landino in einer Elegie (Bandini I, 46).

3 Homer, Ilias 22, 31.

4 Die in klösterlicher Gemeinschaft Lebenden im Gegensatz zu den Einsiedlern.

5 Giuliano Medici wurde 1478 bei der Verschwörung der Pazzi ermordet.

6 ALAMANNO RINUCCINI aus Florenz, ein Mann des öffentlichen Lebens und wiederholt mit wichtigen Ämtern betraut, war gleichzeitig Gelehrter. Beider antiken Sprachen mächtig, hat er einiges von Plutarch und vor allem Philostratus' Leben des Apollonius von Tyana ins Lateinische übersetzt. Bekannt sind seine Aufzeichnungen, ein wichtiger Teil der „Ricordi storici dal 1282 al 1460" des Filippo di Cino Rinuccini „colla continuazione di Alamanno e Neri, suoi figli, fino al 1506". Von dem früh gestorbenen, literarisch und politisch gleich begabten PIERO ACCIAIUOLI sagt Vespasiano, der ihn wie seinen Bruder Donato mit besonderer Liebe schildert: „Hätte er gelebt, er wäre der Glanz seines Hauses geworden" (Vespas. Lebensbeschreibung S. 295). Dasselbe, meint er, lasse sich von DONATO sagen. Trotz seiner ausgedehnten öffentlichen Wirksamkeit als hoher Beamter und Geschäftsträger seiner Heimatstadt fand dieser die Muße zu gelehrten Arbeiten, unter denen vor allem Kommentare zu Aristoteles Erwähnung verdienen. Landino hat dem auch als Mensch Hochgepriesenen eine Gedächtnisrede gehalten. „Zuletzt konnte er nicht mehr an sich halten und weinte bitterlich" (Vespas. Viror. illustr. vitae in Spicilegium Romanum Tom. I, p. 434f.).
MARCO PARENTI und ANTONIO CANIGIANI sind von geringerer Bedeutung als die anderen Teilnehmer der Gespräche. Letzteren bezeichnet Landino an einer Stelle seines Dante-Kommentars als nahen Freund. Eines der Xandragedichte „Über die Anfänge der Stadt Flo-

renz" ist ihm gewidmet. Parenti, ein hochgebildeter Mann, ist uns als Schwiegersohn der Alessandra Macinghi degli Strozzi bekannt. Eine größere Rolle als er spielte sein Sohn Piero Parenti, von dessen wichtigen Ricordi J. Schnitzer Auszüge gegeben hat.

7 Anspielung auf die Szenerie des Gesprächs zwischen Sokrates und Phaidros (Plato, Phaedr. 230 B f.).

8 Nach Plato (Phaedr. 246 A ff.) erhebt sich die Seele, einem geflügelten Gespann gleich, unter Führung des Zeus zum Himmel und gelangt dadurch zur Anschauung der Wahrheit.

9 Plato, Staat V, 473 C.

10 Sprichwörtlich. Vgl. Otto, Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Römer, 1890 S. 307.

11 Nämlich an der Weisheit. Sap. Salomonis 8, 16.

12 Verg. Aeneis VI, 663.

13 Verg. Aen. VI, 660f.

14 Die Engel bzw. Gott. — Mit Verstand (ratio) bezeichnet Landino im Anschluß an Thomas von Aquino das diskursive, mit intellectus bzw. intellegentia das übersinnliche Erkenntnisvermögen.

15 Plato Phaedon 79 C f., 66 B f. Vgl. Macrob. Comment. in Somn. Scip. I, 12, 7.

16 Plato Phaedrus 247 E.

17 Weisheit ist so viel wie Erkenntnis der letzten, höchsten Ursachen. Vgl. Schütz, Thomaslexikon 1895 S. 724 unter scientia. Dort auch der Unterschied zwischen intellegentia bzw. intellectus, scientia und sapientia.

18 Die moralischen Tugenden also.

19 Plato, Phaedon 67 B; Matth. 5, 8.

20 Hor. epist. I, 1, 41.

21 Dav. Ps. 24, 3ff.

22 D. h. Gottes (Gregor. Moral. VI, 18).

23 Also eine vis affectiva sive appetitiva nach Thomistischer Auffassung. Vgl. Summa Theol. II, 11, 180 art. 1, wo das Problem behandelt wird.

24 Die Dreiteilung der mystischen Erhebung (cogitatio, meditatio, contemplatio) nach Hugo bzw. Richard von St. Victor (12. Jahrh.). Vgl. J. Bernhart, Die philosophische Mystik des Mittelalters, 1922 S. 113.

25 Aug. de trinitate XV, 8.

26 Die mystischen Gedankengänge des Dionysius Areopagita, eines angeblichen Schülers des Paulus — in Wirklichkeit schrieb er ums Jahr 500 — haben die Späteren nachhaltig beeinflußt. Bernhart a. a. O. S. 43f. — Dionys. de divin. nom. c. 4 (Op. Venet. 1755 I, 399).

27 Nach dem Wort Ciceros (Tusc. disp. V, 4), der damit den mit dem Namen Sokrates verbundenen Übergang von der kosmologischen Spekulation zu menschlich-sittlichen Problemstellungen auf eine Formel bringt.

28 Terenz, Eunuchus 258.

29 Im 3. Buch führt Landino aus, warum die in Karthago staatsbürgerlich tätigen Trojaner von Vergil mit Bienen verglichen werden. Die Art und Weise des Zusammenlebens dieser Insekten, heißt es am Schlusse, ergebe geradezu das Bild eines „platonischen Staates“.

30 Macrobius Comment. in Somnium Scipionis I, 17, 14.

31 Matth. 22, 39.

32 Vor allem hat Aristoteles betont, daß der Mensch seiner Natur nach zum Zusammenleben in der Gesellschaft bestimmt sei (Arist. Pol. I, 2). Doch ist auch ihm die theoretische Betätigung die höhere Lebensform. — Im dritten Buch spricht Landino den Gedanken aus, daß die Kontemplation mehr eine Sache des Alters sei. In jungen Jahren soll der Philosoph tätig sein, reden, den Staat verwalten, Kriegsdienste tun und herrschen. Als Beispiel wird Plato angeführt, der in der Jugend Reisen nach Sizilien unternommen habe, ferner Xenophon und Ulixes.

33 Ps. Dav. 27, 4.

34 Ps. Dav. 46, 11.

35 Luk. 10, 42.

36 PAOLO TOSCANELLI (1397—1482) ist als Verfertiger der Seekarte bekannt, deren sich Cristoforo Colombo bei seiner ersten Fahrt bediente. Ein tiefgründiger Gelehrter, der lateinischen und griechischen Sprache mächtig und zu seiner Zeit vor allem als Astrolog berühmt, erscheint Paolo, obwohl auch als Arzt genannt, in der Tat als reiner Vertreter der theoretischen Lebensform. Er kannte nichts als seine Bücher, von seinem Wissen machte er wenig Aufhebens, und wenn er sich im Kreise seiner Freunde befand, ließ er lieber andere reden. Seine Lebensweise war klösterlich einfach, er schlief, wie Vespasiano berichtet, lange Zeit in den Kleidern auf einem Brett neben seinem Schreibtisch, nährte sich im wesentlichen von Früchten und Gemüse, Wein trank er lange keinen. Aus irdischen Gütern machte er sich nichts, nur die Tugend hielt er für erstrebenswert. Von mildem, gütigem Wesen, wie er war, hat er nie einen andern gelästert; in allem, was er tat, war er peinlich gewissenhaft. Seine Forschertätigkeit hat ihn nicht dem Glauben entfremdet, in hohem Alter ist der weltentrückte Sonderling gestorben. (Vespas. Lebensbeschr. S. 305f.)

37 Vgl. 4. Buch: „Wir sind nicht dazu geboren, daß wir uns mit den Dingen dieser Welt befassen und in ihnen aufgehen, vielmehr haben wir uns, dem Gebot der Notwendigkeit folgend, nur insoweit im Irdischen zu betätigen, als es die Rücksicht auf die Gemeinschaft verlangt.“

38 In der Widmung des vierten Buches wird mit Bezug auf Federigo gesagt, daß der ideale Herrscher seinen Geist mit jeglicher Gelehrsamkeit bilden müsse, damit er in seinem Handeln den seiner Obhut Anvertrauten als Vorbild dienen und ihnen durch weisen Rat nützen könne. „Ein solcher betrachtet es als seine Herrscherpflicht, für das

Wohl der anderen zu arbeiten, anstatt wie die Drohne von fremder Arbeit zu leben. Er macht es sich zur Aufgabe, Unschuldige gegen Gewalttat in Schutz zu nehmen, der Frechheit ruchloser Menschen entgegenzutreten und allen gegenüber Gerechtigkeit walten zu lassen. Das aber ermöglicht allein die Philosophie. Sie gibt uns nämlich die Kraft, daß wir fromm leben, jegliche Gottlosigkeit verabscheuen und unsere Hände von Schuld rein halten."

39 Verg. Aen. I, 118 (nach dem durch Juno erregten Sturm auf dem Meere).

40 Das Zitat findet sich, wie übrigens zum Teil auch die anderen von Landino angeführten, in *dieser* Form nicht bei Plato, berührt sich jedoch einigermaßen mit Stellen der Politeia.

41 Verg. Georgica II, 490.

Zum zweiten Buch

1 Verg. Aen. 6, 270.

2 Über diese Bibliothek, jetzt ein Bestandteil der Vaticana, und über Federigo als Bibliophilen vgl. Vespasiano da Bisticci, Lebensbeschreibungen, Federigo von Urbino S. 193ff.

3 Vermutlich ist das Sprichwort aus einer Fabel entstanden. Otto, Sprichw. S. 224.

4 Gemeint sind die Zellen.

5 In der vermutlich von ihm herausgegebenen und daher nach ihm genannten Nikomachischen Ethik seines Vaters (10, 2f.).

6 Eine Säulenhalle, die Stoa Poikile in Athen, war der Versammlungsort der Stoiker.

7 Im vierten Buch kommt Battista noch einmal mit aktueller Wendung auf diesen Gegenstand zu sprechen. „Mit wenigem ist die Natur zufrieden, und dieses Wenige ist derart, daß wir es uns ohne Mühe und Aufwand leicht verschaffen können. Du brauchst jedoch nicht zu denken, ich wollte dich auf die Dinge beschränken, mit denen sich ein Kyniker zufrieden geben würde, dem ungekochtes Gemüse auch ohne die Würze des Salzes ein köstliches Mahl dünkt. Vernimm vielmehr, was Epikurus, der Anwalt der Lust, dazu sagt! Meint er etwa, daß ihn ein wohlfeiler Mantel weniger gegen die Kälte schütze als ein Purpur- oder Scharlachgewand? Glaubt er den Durst nur mit Chier- oder Kreterwein, den Hunger nur mit einem erlesenen fürstlichen Mahl stillen zu können? Nein, Epikurus, der in der körperlichen Lust das höchste Gut sieht, würzte sich sein Mahl lediglich durch Hunger und Durst: lesen wir doch von ihm, daß er nur selten zum Brote etwas anderes als Käse zu nehmen pflegte. Drosseln aber und Pfauen und ähnliche sündhafte Genüsse, über die Macrobius im Blick auf die Gastereien der Priester seiner Zeit sich mit Abscheu äußert, und an die auch ich mich, wenn ich an die Gastmähler unserer römischen



Prälaten denke, nur mit größtem Unwillen und tiefster Betrübnis erinnere, verwarf er als eine schädliche Verirrung. In diesem Punkte halte ich dich, mein Lorenzo, wie überall da, wo es auf Mäßigkeit ankommt, des höchsten Lobes für würdig. Abgesehen davon, daß du seit einer Reihe von Jahren zur Vermeidung von Glieder- und Gelenkschmerzen dir den Weingenuß versagst: ist es nicht als ein Wunder zu betrachten, daß du trotz des von allen Seiten dich umgebenden Überflusses, trotz des großen in der Stadt herrschenden Luxus, trotz der vielen üppigen Gastmähler, wie sie dein offenes Haus und deine vielen Verbindungen beständig mit sich bringen, dich für deine Person mit einer ganz einfachen und bürgerlichen Kost begnügst! Dabei kommt mir in den Sinn, was ich von Federigo, dem Herrscher von Urbino, nicht nur vom Hörensagen weiß, sondern auch infolge eines alten gastlichen Verhältnisses und unserer langjährigen Freundschaft oftmals mit eigenen Augen gesehen habe. Viele herrliche Tugenden sind es, die diesem Feldherrn Glanz verleihen, derart, daß die eine durch eine andere in den Schatten gestellt wird, so wie die kleineren Gestirne vor der Sonne verblassen. Allein wer sollte nicht die Enthaltsamkeit und Mäßigkeit dieses großen Mannes bewundern, und zwar nicht nur im Felde, wo ja das Leben spartanischer zu sein pflegt und der Mangel an Lebensmitteln den Unterschied zwischen dem obersten Kriegsherrn und dem letzten Troßknecht und Stallbuben oftmals aufhebt, sondern auch zu Hause, an seinem Hofe! Obwohl es da an nichts fehlt, was der Stellung eines Herrschers angemessen ist, und sich nirgends Freigebigkeit oder Prachtentfaltung vermissen läßt, so ist doch an seiner Tafel kein Platz für einen Pantolabus oder Nomentanus [a], sondern nur für den Philosophen und Redner. Er selbst ist ja von Jugend auf sehr mäßig im Weingenuß gewesen und hat es durch allmähliche Abgewöhnung schließlich so weit gebracht, daß er schon lange überhaupt keinen mehr trinkt. Es gibt niemand, der bürgerlicher und bescheidener speist, und während dem Körper neue Kräfte zugeführt werden, findet zugleich der Geist seine Nahrung in den anziehendsten Gesprächen gelehrter Männer. Daher geschieht es oft, daß ich, wenn ich alljährlich der Gesundheit und Erholung wegen dem römischen Herbst entfliehe und bei ihm Einkehr halte, mich von den Gastmählern des Sardanapal an den Tisch des Alkinous versetzt fühle und zu irgendeinem Sokratischen Gastfreund gekommen zu sein vermeine, wo ich die Kennzeichen einer altehrwürdigen Einfachheit ebenso wohltuend empfinde als ich empört bin über die Schwelgerei und Üppigkeit unserer Zeitgenossen, deren ganze Heiligkeit darin besteht, daß sie rote und schwarze Mützen und weiße Gewänder tragen. Ich schäme mich, Lorenzo, ich schäme mich unserer Sitten und ich bin entrüstet, wenn ich sehe, daß in der Kurie, dem Mittel-

[a] Aus Horaz (Sat. II, 1, 22), bekannte Schlemmer.

punkt des ganzen christlichen Staates — in der gewiß auch manche treffliche und eines solchen Senats würdige Väter von untadeliger Frömmigkeit und größter Gelehrsamkeit zu finden sind — täglich Menschen aus und ein gehen, von denen ich dann erst glauben würde, daß sie mit Recht in Rom den Senatorenrang innehaben, wenn der aus der Unterwelt zurückgekehrte Heliogabal wieder den Thron bestiegen hätte. Da ich mich jedoch erinnere, diese Zustände an anderer Stelle beklagt zu haben, so wollen wir uns wieder unserem Gegenstand zuwenden." — Gemeint ist Battistas Dialog: Il Pontefice o della religione. Vgl. Mancini, Vita di L. B. Alberti, Firenze 1882, S. 89.

8 Juvenal, Satiren 2, 8.

9 Ps. Dav. 147, 12.

10 Vgl. über diese stoischen bzw. peripatetischen „primae naturae", d. h. die Dinge, welche die ersten Objekte der natürlichen Triebe darstellen, nachher S. 72.

11 Aristoteles gehört mit anderen Worten nur bedingt, wegen seiner wissenschaftlichen Leistungen, hierher. Seine eigentliche Meinung über das höchste Gut ergibt sich aus Eth. Nikomach. 10, 7, wo er sagt, daß die Glückseligkeit in der Betätigung der auf Unsterbliches gerichteten Vernunft besteht.

12 Bei Augustin, De civitate dei 19, 3.

13 Plato, Gesetze 2, 653 A.

14 OLIVIERI ARDUINO, Kanonikus aus vornehmer Florentiner Familie; er war unter anderem als Lehrer der Philosophie in Pisa tätig.

15 Im Lykeion, einem dem Apollon Lykeios geweihten Gymnasium in Athen, lehrte Aristoteles, Plato in der Akademie.

16 Juven. Sat. X, 4.

17 Joh. 14, 27.

18 Röm. 8, 24.

19 Mars. Ficini Opera Parisiis 1641, II, 171 f.

20 Gefährten des Aeneas, die anläßlich der auf Sizilien veranstalteten Wettspiele sich im Faustkampf messen, wobei der ältere, Entellus, den jüngeren Dares besiegt. Verg. Aen. 5, 362 f.

21 Da ja das Sein des Körpers von der Seele abhängt und nicht umgekehrt.

22 Die spekulativen Tugenden haben also Gott zum Gegenstand.

23 Vgl. dazu Aug. civ. dei 8, 5.

24 Plato, Phaedrus 246 A und f. Dazu Mars. Fic. De voluptate c. I. (Op. Bd. 2, p. 1010).

25 Es handelt sich mit anderen Worten um die Frage, ob dem Gefühl bzw. Willen oder dem Erkennen der Primat zuerkannt werden müsse.

26 Den Engeln.

27 Aristot. Eth. Nik. 1, 1.

28 Über Albert den Großen s. Stöckl, Geschichte der Philosophie des Mittelalters, 1865, 2, 418; Thomas von Aquino, ebendort S. 664 f.

Duns Scotus S. 851; Wilhelm von Occam S. 1018; Alexander von Hales S. 325. Über Nikolaus von Lyra s. Wetzer, Kirchenlexikon Bd. 9, 322.
29 Exod. 33, 19.
30 Die Quelle für die folgenden platonisierenden Gedanken ist Mars. Fic. De voluptate c. 2 (Op. II p. 1011).
31 Während wir das Gut nur schwer erlangen können (Mars. Fic. p. 1013).
32 Terenz, Andria 77.
33 Ovid, Metamorph. VII, 20.
34 Bei Cicero epist. ad famil. V, 12, 7.
35 Eine in ihrer kritischen Haltung bemerkenswerte Stelle über die Ruhmsucht findet sich im vierten Buch. „Was hat Hannibal bewogen, daß er nach Unterwerfung der Spanier und Gallier gegen Rom, die Hauptstadt der Welt, marschierte, was hat, um von unseren Vorfahren zu reden, L. Sulla und Marius, was hat J. Cäsar und Cn. Pompeius, was endlich Octavian und M. Antonius in eine solche Raserei versetzt, daß sie alles mit Bürgerblut tränkten, wenn es nicht die Begierde nach dem unseligen Ruhm war? Nach dem Ruhm, den sie in den Dingen suchten, die zwar die törichte Menge zur Bewunderung hinreißen, aber den gerechten Unwillen und den größten Abscheu der Weisen erregen. Niemand wird solche Männer gut nennen, er müßte denn selbst ein schlechter Mensch sein." Als besonders bedenklich erscheint es Landino, daß sogar die besten der im staatsbürgerlichen Sinne Tätigen, wie Themistokles, Epaminondas, Leonidas, Scaevola und andere, denen die Freiheit des Vaterlandes höher stand als ihr Leben, in ihrem Handeln sich doch auch durch den Ruhmgedanken haben bestimmen lassen.
36 Hier so viel wie „gekannt werden"; das lateinische cognosci läßt beide Anwendungen zu.
37 Im dritten Buch sagt Landino, daß auch die nach erhabenen Zielen strebenden Menschen von nichts schwerer sich losringen können als von der Begierde nach Ehre und Herrschaft. Die Lust und den Reichtum zu verachten, falle einem hervorragenden Geist nicht schwer. „Allein Ehrenstellen, Ämter und Herrschaft betören, weil sie etwas Erhabenes und Außergewöhnliches an sich zu tragen scheinen, durch den mit ihnen verbundenen Prunk und Glanz auch den Sinn eines auf Höheres gerichteten Menschen. Ein solcher trachtet ja danach, Gott möglichst nahezukommen, und da er weiß, daß wir einerseits in nichts Gott ähnlicher sind als im Erweisen von Wohltaten, und daß andererseits nur der dazu imstande ist, der auf dem höchsten Gipfel der Macht steht, so erwacht in ihm das leidenschaftliche Verlangen, sich über die anderen zu erheben. Denn die Natur hat uns den Trieb eingegeben, daß wir immer und auf allen Gebieten die Überlegenen sein wollen und es für den größten Schimpf halten,

wenn wir zurückstehen oder uns für überwunden erklären müssen. Wird dieser natürliche Trieb nicht durch die richtige Vernunft gezügelt, so artet er in Ehrsucht und zuletzt in Tyrannei aus; die Folge davon ist, daß wir unsere Bestimmung vergessen und viele unmenschliche, grausame, abscheuliche und ruchlose Handlungen begehen und alles in unseren freveln Despotismus hineinreißen, während die Natur uns doch zur Großsinnigkeit hinführen wollte." — Und an einer späteren Stelle: „Über Juno — d. h. die Herrschsucht — sind nur die größten Menschen Herr geworden. Wer der Herrschsucht nicht zugänglich ist, von dem möchte ich behaupten, daß er alles Menschliche hinter sich gelassen hat und ganz nahe an die Göttlichkeit herangekommen ist. Sehen wir doch, daß auch Männer, die wir sonst aufs höchste bewundern, sich von dieser Leidenschaft fortreißen lassen, so daß sie von der wahren Tugend nichts wissen wollen und den äußeren Zeichen der Tugend, die wie Schattenbilder sind, nachjagen. Es ist keine Kunst, die weichliche Üppigkeit und Schwelgerei eines Sardanapal und Heliogabal zu verachten oder vielmehr zu verabscheuen. Wenn wir aber an Alexander von Makedonien oder an Julius Cäsar denken, so erfüllt uns die Bewunderung ihrer Taten, bei denen wir doch beide oft den Weg des Wahren und Rechten verlassen sehen, mit einer solchen Ruhmbegierde, daß wir uns unter Umständen verleiten lassen, jenem ganz gottlosen und des Königs, der es ausspricht, würdigen Wort des Euripides beizustimmen, wonach es dem Menschen nützt, wenn er der Herrschaft zuliebe das Recht verletzt (Eur. Phoenissen 524). Das war ja auch einzig und allein der Grund, warum Herkules, den die Dichter als weise schildern und von dem sie sagen, er habe mit seinen herrlichen Taten nach Unsterblichkeit getrachtet, in ihrer Darstellung zuerst alle Untiere bezwingt, bevor er den Groll der Juno zu besänftigen vermag. Daher verdient diese nicht den Namen einer Mutter großer Männer, sondern den einer bösen Stiefmutter. Denn nicht das Streben nach irdischen Dingen, wie die meisten Menschen glauben, sondern das Streben nach den himmlischen erzeugt jene Tugend, durch die wir zum höchsten Gut gelangen können, und dies war Herkules nicht möglich, solange er nicht Juno versöhnt, d. h. die Ehrsucht in sich erstickt hatte".

38 Unter Schaffen versteht Landino im Anschluß an Thomas von Aquino (S. Th. I, II, 57, 4 und öfter) ein äußeres Tun, wie Bauen, Schneiden; unter Handeln ein inneres, z. B. Sehen, Fühlen, Wollen.

39 Vgl. 1. Buch S. 19.

40 Zugleich im Sinne von Vollkommenheit.

41 D. h. da das Ziel der Tätigkeit Gottes ist, sich den Geschöpfen mitzuteilen, so ist dementsprechend das Bewirkte ein Empfangen seitens der Geschöpfe im Sinne einer Annäherung an die göttliche Güte.

42 Landino hat hier wie auch sonst Thomas von Aquino (c. gentiles III, 25) auf Kosten der Klarheit und Folgerichtigkeit stark zusammengezogen.
43 Also begehrenswert.
44 August, De doctr. Christ. L. 1.
45 Nämlich das dem Range und unserer Erkenntnis nach erste Intelligible, Gott. Die Stelle ist wegen des doppelten Gebrauchs von intellectus — einmal gleich Erkenntnis*vermögen* und sodann gleich Erkenntnis*objekt* — nur behelfsmäßig zu übersetzen.
46 Also ein Willens*objekt*, nicht einen Willens*akt*.
47 August. De trinitate X, 1.
48 Eine Anspielung auf Ter. Andria 1, 1; das Zitat steht Vers 164.
49 Verg. Eklogen III, 109.
50 Verg. Georgica I, 43 f.
51 Aristot. Eth. Nikom. III, 1 f.
52 Nämlich der des Seins.
53 Gen. I, 31.
54 Gemeint ist die Aristotelische Lehre von den Kategorien oder obersten Denkformen, Substanz, Quantität, Qualität usw. Vgl. Metaphysik V, 7.
55 Ovid Metamorphosen VII, 694 f.

INHALT

Seite

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

MIT TITELZEICHNUNG VON F. H. EHMCKE / GEDRUCKT IN DER ROSSBERG'SCHEN BUCHDRUCKEREI ZU LEIPZIG / VON DIESEM BUCHE WURDEN 200 EXEMPLARE AUF ECHT BÜTTEN ABGEZOGEN, IN LEDER GEBUNDEN UND HANDSCHRIFTLICH NUMERIERT

DAS ZEITALTER DER RENAISSANCE

Ausgewählte Quellen zur Geschichte der italienischen Kultur
Herausgegeben von Marie Herzfeld

ERSTE SERIE

Die erste Serie dieser Sammlung führt die Leser zu einigen Hauptstätten des kulturellen und politischen Lebens der Renaissance, nach Florenz, Rom, Neapel, Mailand, Venedig, Umbrien; sie sehen literarische Typen wie Petrarca, Enea Silvio Piccolomini, Ariost, Machiavelli, Aretino; sie machen den Weg von strengen Sitten zu lockerster Ausgelassenheit. So klingen in den ersten 12 Bänden die Motive an, welche in den folgenden zu reicher und voller Musik verarbeitet werden sollen.

I. FRANCESCO MATARAZZO, Chronik von Perugia. **Übersetzt und eingeleitet von Marie Herzfeld. 2. Auflage. br. M 8.50, Halbpgt. M 12.—**

Mit der Geschichte Perugias und seiner führenden Familie verflechten sich Berichte über den Einfall der Franzosen in Italien, über die Kämpfe des Lodovico Sforza um Mailand, über Cesare Borgias gewaltige Unternehmungen. Den Mittelpunkt aber bildet die berühmte Bluthochzeit der Baglionen.

II. FRANCESCO PETRARCA, Brief an die Nachwelt. Gespräche über die Weltverachtung. Von seiner und vieler Leute Unwissenheit. **Herausgegeben von Herman Hefele. 2. Auflage. br. M 6.50, geb. M 8.—, Halbpgt. M 9.—**

Nicht den Dichter unsterblicher Sonette, sondern den Vater des Humanismus lernen wir durch diese drei Prosawerke kennen, Dokumente einer reichen persönlichen Lebens- und einer wunderbaren Geisteskultur.

III. ENEA SILVIO PICCOLOMINI, Briefe. **Übersetzt und eingeleitet von Max Mell. (Neue Auflage 1927)**

Enea Silvio bedeutet einen ersten Höhepunkt der humanistischen Bildung. Erst ein weltfroher Literat und Diplomat, erstrebt er als Papst eine heroische Gestaltung der eigenen Persönlichkeit, die nicht bloß scheinen will, sondern sein, was sie ist.

IV. ALFONSO I. UND FERRANTE I. VON NEAPEL. Schriften von Antonio Beccadelli, Tristano Caracciolo, Camillo Porzio. **Herausgegeben von Herman Hefele. 2. Auflage. br. M 9.50, geb. M 11.50, Halbpgt. M 13.—**

In vier Schriften wird uns die Geschichte des vom Hause Aragon beherrschten Neapel in der Renaissancezeit vor Augen geführt. Von ihnen gilt, was J. Burckhardt von Caracciolo gesagt hat: „Wunderbar verflechten sich in seinen Gestalten Schuld und Schicksal, ja, man könnte ihn wohl einen unbewußten Tragiker nennen.

V./VI. LUCA LANDUCCI, Ein florentinisches Tagebuch (1450—1516) nebst einer anonymen Fortsetzung (1516—1542). Übersetzt, eingeleitet und erklärt von Marie Herzfeld. 2 Bände. (Neue Auflage in Vorbereitung.)

Ein schlichter Bürger zeichnet auf, was ihm von den politischen, religiösen und künstlerischen Bewegungen seiner Zeit bekannt wird und was ihm an wirtschaftlichen Ereignissen nahe geht. Neben dem hellen Licht der Zeit sehen wir ihre tiefen Schatten, aber auch eine Durchbildung des ganzen Volkes, wie sie seit Athen nicht dagewesen ist.

VII. PIER CANDIDO DECEMBRIO, Filippo Maria Visconti, Francesco Sforza. Übersetzt und eingeleitet von Philipp Funk. (Neue Auflage in Vorbereitung.)

Der Kampf Mailands um die Vorherrschaft in Italien und dann der Kampf um Mailand — auf diese zwei Typen reduziert sich die Geschichte dieses Staates. Das Hauptinteresse des Buches besteht in der Meisterschaft, mit der — das grauenhaft anziehende Bild des letzten dekadenten Tyrannen aus dem Haus Visconti und seines gesunden, starken Widerspiels, Francesco Sforza, gezeichnet wird.

VIII. STEFANO INFESSURA, Römisches Tagebuch. Übersetzt und eingeleitet von Herman Hefele. (Neue Auflage in Vorbereitung.)

Unter dem unmittelbaren Eindruck der Geschehnisse wird das päpstliche Rom vor den Borgia geschildert: zur Hälfte ein Trümmerhaufen, zur anderen Hälfte ein Gewirr von Kirchen, Klöstern, Palästen, Kaufmannsbuden und Herbergen, durchtobt von den Kämpfen der Orsini und Colonna.

IX. DREI LUSTSPIELE AUS DER RENAISSANCE (Lodovico Ariosto, Cassaria; Lorenzino de'Medici, Aridosia; Niccolò Machiavelli, Mandragola). Übertragen von Paul Heyse. br. M 6.—, geb. M 8.—

Nichts malt besser Geschmack und Charakter Leos X. als die Komödien, die er aufführen ließ und zu denen ein Raffael, ein Peruzzi ihm die Dekorationen schufen. Alle Schwere war verbannt und aller Ernst; Geist und Grazie versöhnten ihn mit jeder Schlüpfrigkeit. Aber sind diese Komödien auch wichtige Dokumente zur Sittengeschichte der Zeit, so besitzen sie doch zugleich wahrhaft künstlerischen Wert.

X. ALESSANDRA MACINGHI NEGLI STROZZI, Briefe. Herausgegeben und eingeleitet von Professor Alfred Doren.

Wundervolle Dokumente der harten Zeit, in der die Kultur von Florenz heranreifte; das Selbstbildnis einer heldenhaften Frau, deren mütterlicher Instinkt Führer ihres politischen Weitblickes ist.

In Vorbereitung sind:

XI. PIETRO ARETINO, Briefe. Übersetzt und eingeleitet von Herman Hefele.

Aretin, „der Göttliche", gleich berühmt als Satiriker, Sittenschilderer und Dramatiker, ein Zerbrecher alter Formen, ein Stilist von überströmender Fülle, ein loser Geist, der Menschen und Dinge unterjochte.

XII. DREI GESPRÄCHE: AGNOLO FIRENZUOLA, Von der Schönheit der Frauen. ALESSANDRO PICCOLOMINI, Raffaela. TULLIA D'ARAGONA, Von der Ewigkeit der Liebe. Übersetzt und eingeleitet von Marie Herzfeld.

Neben dem berühmten Firenzuolaschen Kanon weiblicher Schönheit zwei wunderbar geführte Dialoge, die unendlich aufschlußreich sind über Sitten und Anschauungen des 16. Jahrhunderts und über ihre Kultur.



ZWEITE SERIE / Von Florenz und seiner Kultur

I. DINO COMPAGNI, Chronik der zu seiner Zeit vorgefallenen Dinge. Übersetzt und eingeleitet von Ida Schwarz. geb. M 10.—, num. Vorzugsausgabe Bütten roh M 15.—

Mit den düsteren Tagen Dantes hebt Compagni an und mit den Kämpfen der Schwarzen und der Weißen, die erzählt werden von einem, der im Mittelpunkt des Haders stand und der zugleich mit dem großen Dichter die Stadt verlassen mußte.

II. VESPASIANO BISTICCI, Lebensbeschreibungen der berühmten Männer des Quattrocento. Übersetzt und eingeleitet von Professor Paul Schubring. (Neuauflage 1927)

Vespasiano, der Buchhändler und Freund aller Bücherfreunde, spricht in naiven, warmen Schilderungen von Päpsten, Kirchenfürsten, Königen und sonstigen Herrschern, von Kriegern und Gelehrten, von Mönchen und Laien, denen die Wissenschaft über alles ging, und von Frauen, die Frömmigkeit und strenge Lebensführung mit liebenswürdiger Anmut zu paaren wußten.

VII. CRISTOFORO LANDINO, Camaldolensische Unterhaltungen. Übersetzt und eingeleitet von Eugen Wolf.

Ein Spiegel der Unterhaltungen, wie sie Lorenzo und Giuliano de' Medici, Leone Battista Alberti, Giovanni Pico della Mirandola mit gleichgesinnten Freunden im Garten des Klosters von Camaldoli geführt haben mochten. Für die Geburtsstunde der neuen Bildung so charakteristisch diese Durchdringung des christlichen und des heidnischen Geistes.

In Vorbereitung sind:

III. BUONACCORSO PITTI'S CHRONIK. Ein Selbstbildnis vom Wendepunkt des Trecento. Übersetzt und eingeleitet von Marie Herzfeld.

Hier redet der Abenteuerer unter den Händlern, der reiselustige, wagelustige Florentiner, der tolle Spieler, der da mit Gesindel, dort mit einem König würfelt; der im Handel viel verdient, im Borgen verliert; der Kriegsdienst und Hofdienst kennt; heute jemanden niedersticht und flieht, morgen in der Signoria sitzt oder als Gesandter nach Frankreich geht — stets ein großer Herr und im Innersten ein ernster Geist.

IV. LEONE BATTISTA ALBERTI, Von der Familie. Übersetzt und eingeleitet von Professor Alfred von Martin. (Erscheint 1927)

In einem berühmten Gespräch schildert der große Baumeister und Theoretiker aller Künste, Alberti, die Familie, wie sie, nach den strengen Auffassungen der Frühzeit, sein sollte und wie sie in der Tat — die Briefe der Alessandra Strozzi bezeugen es — war.

V. POGGIO BRACCIOLINI, Briefe. Übersetzt und eingeleitet von Curt Sigmar Gutkind.

Poggio, Geheimschreiber der Kurie, im Alter Vorstand der florentinischen Staatskanzlei, spürte mit seltenem Finderglück verloren geglaubten Werken römischer Schriftsteller in deutschen und schweizerischen Klöstern nach. Er schrieb, wie Georg Voigt sagt, mit hinreißender Lebhaftigkeit, anmutig, geistreich, prickelnd.

VI. ANGELO POLIZIANO, Ausgewählte Schriften. Übersetzt und eingeleitet von Max Mell.

Es wird uns in Poliziano der Hausgenosse und Vertraute Lorenzos und Giulianos de' Medici gezeigt, in dessen Dichtungen sich die göttliche Heiterkeit und das trunkene Lebensgefühl jener Tage abspiegelt. Poliziano ist als Dichter voll Phantasie und Anmut; er schreibt seine Verse mit gleicher Leichtigkeit in italienischer, lateinischer und griechischer Sprache.

VIII. LORENZO DE' MEDICI, Ausgewählte Dichtungen.

Der Herrscher über die Stadt Florenz wird hier als Beherrscher der Jugend von Florenz gezeigt, als Bezauberer der Gemüter, dessen Dichtungen hinreißend wirken, so oft sie sich an die Wirklichkeit halten, vom Volk und für das Volk erzählen.

IX. LUIGI PULCI, Morgante Maggiore, ein romantisches Epos.

Dies Werk schrieb der Dichter auf Wunsch der Mutter des Magnifico, der edlen Lucrezia Tornabuoni; jeden fertigen Gesang las Pulci bei Tisch Lorenzo und den Seinen vor. Es ist interessant, wie verschieden Florenz und Ferrara einen solchen Stoff behandeln.

X. GIROLAMO SAVONAROLA, Predigten. Ausgewählt und eingeleitet von Professor Josef Schnitzer. (Erscheint 1927)

Hinter Lorenzo erhebt sich in wachsender Größe die düstere Gestalt des heroischen Mönches und Mahners Savonarola. Die Freude am flüchtigen Augenblick, an der Erde und ihren guten Dingen wird bald von der Frage nach ihrem Wert und dem Ewigkeitsgedanken überschattet. Aber auch noch in Savonarola lebt italienisches Kunstbedürfnis; seine Buß- und Bittgänge sind in farbige Schönheit getaucht.

XI. FLORENTINISCHE AUFZÜGE, MYSTERIENSPIELE UND THEATERSTÜCKE. Übersetzt und eingeleitet von Marie Herzfeld.

Hier soll die Erziehung des florentinischen Volkes zur Kunst durch die Karnevalsaufzüge, durch weltliches und geistliches Theater gezeigt werden.

XII. NICCOLÒ MACHIAVELLI UND FRANCESCO GUICCIARDINI. Ausgewählte Schriften. Übersetzt und eingeleitet von Marie Herzfeld.

Die zwei bedeutendsten Geschichtsschreiber und politischen Denker von Florenz werden mit einigen ihrer weniger gekannten Schriften diese Reihe zum Abschluß bringen.

Eine weitere Folge dieser Quellenausgabe, wie sie beim Entstehen des Unternehmens geplant war, ist davon abhängig, ob die Teilnahme des Publikums sie möglich macht. Soll doch hier ein Weg gewiesen werden zu einer weitgehenden Untersuchung des Wesens der Renaissancekultur. Es muß ja möglich sein, das innere Gesetz der Blütezeiten des Menschengeistes aufzufinden: aber schon nach ihm zu suchen rechtfertigt in unserer von Aktualitäten erschütterten Zeit die Beschäftigung mit Dingen, die uns so fern zu liegen scheinen wie die italienische Kultur der Renaissance. Sehen wir diese Beschäftigung in solchem Licht, so bekommt sie selbst Aktualität. Erst muß das Gesetz einer hohen Volkskultur genau erkannt sein, ehe man wirklich daran denken kann, unsere eigene Zukunft würdig gestalten zu wollen. Ist es aber erkannt, dann besäße man die Grundlage für eine Politik, die auf die größte Machtentfaltung des menschlichen Willens und Strebens gerichtet wäre, und man besäße nicht bloß ein Ziel, dessen Adel kein anderes übertrifft, sondern man wüßte auch die Wege, die wahrscheinlich zu ihm führen. Der geschichtlichen Betrachtungsweise, die der philosophischen Feststellung vorangehen muß, würde ein vergleichendes Studium des Baues und des langsamen Aufwachsens der italienischen Renaissancekultur mit dem der echten Volkskultur von Hellas, von Japan, ja, in beschränktem Sinn von England aufschlußreiches Material ergeben.

WIEN — MARIE HERZFELD

